



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Besatzungskinder – divergierende Erinnerungsräume:

Einblicke in Brüche, Kontinuitäten und soziale
Charakteristika der lokalen Erinnerung am Beispiel der
Besatzungskinder in einer Talschaft des südlichen
Vorarlbergs “

verfasst von / submitted by

Felix Wittwer BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2022 / Vienna, 2022

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 810

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Kultur- und Sozialanthropologie

Betreut von / Supervisor:

ao. Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Kraus

Inhalt

1. Einleitung.....	1
2. Methode	8
2.1. Anthropologie des Nahen – Anthropologische Arbeit „Zuhause“	11
2.2. Biographisch Forschen im Mikrokosmos Dorf.....	14
3. Erinnerungsspuren und kulturelle Reminiszenzen.....	16
3.1. Erinnerung und kollektives Gedächtnis.....	17
3.2. Gedächtnis und Identität.....	18
3.3. Geschichte und Gedächtnis.....	20
4. Intersektionalität und Zuschreibung	21
4.1. Rahmenhandlung Geschichtsbezüge	24
4.2. Fraternisierung als Formalität	25
4.3 Frauenbilder während der Besatzungszeit im historischen Spiegelbild.....	30
4.4 Konstruierte Fremd- und Feindbilder.....	31
5. Weitergabe von Erinnerung – ein Generationengespräch.....	33
5.1. Vom Schweigen und Verdrängen – Absenz in der Biografie	35
5.2. Verbalisieren - Klatsch, Reputation und Machtbeziehungen.....	37
5.3. Ein Foto und ein Name – materielle Reminiszenz.....	42
6. Erinnerungsinhalte	45
6.1. Kriegsgeneration: Bindungen, Trennungen.....	47
6.1.1. Unterschiede in der Wahrnehmung.....	52
6.1.2. Unterschiede in der Wahrnehmung: Bindungen	56
6.1.3. Unterschiede in der Wahrnehmung: Trennungen	63
6.1.4. Ambivalente Fraternisierung im lokalen Gedächtnis	68
6.2. Besatzungskinder	72
6.2.1. Pauline.....	75
6.2.2. Anna.....	78
6.2.3. Emil.....	84
6.2.4. Elisabeth	87

6.3. Feldnotizen und Beobachtungen	89
6.3.1. Die Briefe	91
6.4. Die Generation danach.....	93
7. Gespräch zwischen den Generationen.....	103
8. Conclusio	107
9. Literaturverzeichnis.....	111
 Abstract.....	 i

Danksagung

An erster Stelle möchte ich mich bei meinen GesprächspartnerInnen bedanken, dass sie mich an ihrer sehr persönlichen Erinnerungswelt teilhaben ließen.

Außerdem gilt mein Dank Gertraud Seiser, die mir im stundenlangen Gespräch mit Rat, Tat und mit Wissen und Erfahrung zur Seite gestanden ist, sowie Wolfgang Kraus, beiden für die umfassende Betreuungsarbeit, das Gespräch, das Interesse und schließlich für das sanfte Nachhaken zugunsten der Fertigstellung meiner Arbeit. Ohne sie wäre ich wohl noch verloren in dem weiten Feld der Erinnerung.

Weiters möchte ich meinen Eltern einen Dank aussprechen für alle Formen der Unterstützung und vor allem für die Geduld bis zur Letztfassung. Für sie war die Zeit wohl nicht ganz ohne Anstrengung. Renate war stets eine kreative Quelle der Motivation.

Auch Michael Kasper vom Heimatmuseum Schruns möchte ich hier nennen. Er hat einen wesentlichen Beitrag zum Gelingen dieser Arbeit geleistet. Ohne ihn gäbe es diese nicht in der Form, wie sie vorliegt, daher danke ich herzlich für die bereitwillige Mithilfe, das Interesse, das Teilen, das Vertrauen.

Auch möchte ich mich bei Silvia bedanken, für die Korrektur und Expertise und die stete Ermutigung. Diese kam immer im rechten Moment und war stets notwendig wie hilfreich.

1. Einleitung



Abb. 1: Brief des Vaters eines Besatzungskindes, 14.12.46

Pauline, Anna, Emil und Elisabeth kennen als Besatzungskinder ihren leiblichen Vater nicht. Dies erwies sich als lebensbegleitendes Faktum. Sie stehen als Beispiele einiger Lebensgeschichten von Menschen, die in dieser Forschung zentral werden, basierend auf den Erinnerungen aus unterschiedlichen Generationen. Sophia hat den Krieg noch erlebt, heiratete einen Besatzungssoldaten, von dem sie vier Kinder bekam und zog mit dem ersten Sohn, den sie noch im Tal geboren hatte, ins französische Elsass. Sophia ist eine Frau von 96 Jahren, ihren Mann hat sie beim Tanzen kenngelernt, und betont, auch ihre Cousine wäre verliebt gewesen. Martin ist als Sohn eines Besatzungskindes immer noch Teil eines Erinnerungsdialogs, die Erfahrungen seines Vaters betreffend, und über Generationen unfreiwilliger Zuhörer der abwertenden Zuschreibungen an seine Großmutter. Jakob lebte über die Dauer der Besatzung im Elternhaus neben marokkanischen und später französischen Besatzungssoldaten und berichtet von der Verpflegung, die geteilt wurde, oder Kinderspielen, aber auch von Konflikt, Zerstörung und Gewalt.

Hier grenzt sich die Intention der Arbeit von einer ausschließlich geschichtswissenschaftlichen Auseinandersetzung ab. Die historischen Zusammenhänge, ökonomischen und gesellschaftlichen Veränderungen innerhalb der Zeitspanne von der Besatzungszeit bis heute sollen jedoch nicht vernachlässigt werden. Die Erkenntnisse stützen sich neben schriftlichen Archivalien, persönlichen Briefen und historischen Photographien auf Interviewmaterial, das im Gespräch mit sieben Personen sowie im Rahmen von zwei ExperInneninterviews entstanden ist. Unter diesem Gesichtspunkt wird der Umgang mit

Erinnerung in seiner Verbindung mit dem kollektiven Gedächtnis über drei Generationen mit dem Ausgangspunkt der Besatzungszeit behandelt.

Erinnert wird in der Gegenwart, und diese ist sozial geschaffen. Gemeinsam ist den von mir befragten Personen die Erfahrung von Absenz im Familiengedächtnis, da verbale Kommunikation über die Generationen oftmals ausblieb, aber, so stellte ich schnell fest, war diese Absenz nicht gleichzusetzen mit einem völligen Fehlen von Erinnerungsinhalten. Alle vier Besatzungskinder hatten die Kindheit im Montafon verbracht, wo wir auch miteinander ins Gespräch fanden.

Die Generationen untereinander bewegten sich in ihrer jeweiligen Kindheit in anderen sozialen Verhältnissen und Kontexten. Diese Forschung versucht einen Gesprächsbeitrag zwischen eben jenen Generationen zu leisten und damit die Blicke auf die Besatzungszeit zusammenzubringen. Dies soll zu einem tieferen Verständnis über soziale Zusammenhänge führen, die wiederum Folgen für die nächste Generation bedeuteten. Den Fokus der Beschäftigung bietet aber kein abgeschlossenes historisches Ereignis, sondern ein prozessuales Erinnerungsfeld rund um die Besatzungskinder, das aus der Gegenwart gesehen, in die Zukunft hin offen ist.

Besatzungskinder ist dabei als Selbstbezeichnung, aber auch auf Grundlage dessen gewählt, dass dies als administrativer Terminus jene Kinder bezeichnet, die nach 1945 auf besetztem Gebiet nach einer sexuellen Verbindung zwischen österreichischen und deutschen Frauen und alliierten Soldaten oder Zivilbeamten geboren worden waren. Im allgemeineren Verständnis wurden unabhängig vom Ort unter dem Begriff sämtliche Personen subsumiert, die aus der Verbindung ansässiger Frauen mit Angehörigen der Besatzungsmächte stammten. Auf dem Gebiet der Sowjetunion existierte, auch aus politischen Gründen, diese Bezeichnung nicht in dieser Form (Satjukow/Stelzl-Marx 2015: 11). Dies waren keine Einzelschicksale: In Deutschland wird von 400.000 Besatzungskinder in der Nachkriegszeit ausgegangen, in Österreich von 30.000 (ebd).

In meinen Erhebungen beschränke ich mich jedoch auf eine Talschaft im Besatzungsgebiet Vorarlberg nach Einmarsch der französischen Armee nach Mai 1945 bis zum Abzug der Truppen. In Österreich verblieben diese bis 1955, in Vorarlberg wurden sie jedoch schon 1953 mit vereinzelt Ausnahmen zurückgezogen (Pichler 2012: 349-358).

Die Thematik Besatzungskinder wurde unter anderem aus historischen (vgl. Huber 1996, 2004; Weber 1997; Satjukow, Stelzl-Marx 2015), soziologischen (vgl. Mutombo 2012) und psychologischen (vgl. Kaiser/Eichhorn/Kuwert/Glaesmer 2015) Perspektiven betrachtet. Aus anthropologischer Sicht und dem zentralen Element der kollektiven Erinnerung sind mir diesbezüglich keine vorangegangenen Studien bekannt.

Räumlich verortet ist die Beschäftigung mit Erinnerung im Mikrokosmos der dörflichen Gemeinschaft und diese wird damit zum sozialen Feld.

Auf dieser Grundlage soll versucht werden, zu erheben, was an Erinnerung zwischen den Generationen vorhanden ist, weitergegeben wurde, und falls dies ausgeblieben ist, welche sozialen Hintergründe diesen Vorgang mitbestimmt haben. In diesem Zusammenhang werden auch unterschiedliche Erzählweisen der Vergangenheit thematisiert, die gleichsam, trotz Kontrasten, einen Anspruch auf Wahrheit haben können. Individuelle, familiäre und lokale Erinnerungen konkurrieren und entfalten sich im Rahmen von nationaler und transnationaler Geschichte.

Der Ausgangspunkt meines Interesses ist früh entstanden und betrifft Erzählungen, die ich während meiner Jugend erfahren habe. Da die Besatzungszeit deutlich nicht in meiner eigenen Lebenszeit liegt, war ich dabei stummer Zuhörer im Wissen um die Personen, die von diesen Erzählungen betroffen waren: Aus dem familiären Umfeld oder im Zuge nachbarschaftlichen Geredes wurde ich so zum ersten Mal bereits als Jugendlicher damit konfrontiert, welche Nachbarinnen angeblich zu Besatzungssoldaten Kontakt hatten und mit welchen persönlichen Folgen dies für sie verbunden war. Die Dramatik mancher Geschichten, die damit einherging und später die Erkenntnis, wie stark meine endgültige Themenwahl der Besatzungszeit mein eigenes, direktes Umfeld bewegte, was sich auch in Vermutungen über mögliche „unerkannte“ Besatzungskinder äußerte, wiesen stets auf eine starke Emotionalisierung hin. Gleichzeitig bewegt sich die Forschung in einem ständigen und beständigen Feld der Zuschreibungen, aber auch des zum Teil ursächlichen Verschweigens. Verbotene und versteckte Narrative im Mikrokosmos einer dörflichen Gemeinschaft und das Gerede darüber sind Themenbereiche, zu denen ich mich in diversen Phasen meines Studiums hingezogen fühlte.

Die in dieser Studie befragten Besatzungskinder waren zum Zeitpunkt der Interviews zwischen 72 und 75 Jahre alt. Diese Gruppe von Menschen, die später sehr unterschiedliche Lebenswege beschritt, teilte in ihrer Kindheit einige gemeinsame Lebensumstände.

Zunächst die Herkunft aus einer ländlichen, kleinräumigen Talschaft, vergleichbare sozioökonomische Verhältnisse und als Besatzungskinder ähnliche Umstände des Aufwachsens. Dazu zählen einerseits die Erfahrung von Stigmatisierung, Benachteiligung und Ausgrenzung und andererseits Gemeinsamkeiten im Familiensystem Erinnerung.

Dies findet sich wieder im Ausbleiben von formgebender Sprache in Bezug auf Erinnerung, die für die Besatzungskinder in einer Phase der Identitätsfindung, aber auch im weiteren Verlauf des Lebens, von zentraler Bedeutung war.

Am relevantesten in diesem Zusammenhang ist jedoch die lebensbegleitende Konstante, die sie durch Geburt teilten: Jene, den eigenen Vater nicht zu kennen und eine gemeinsame Erfahrung von Absenz wiederum in der eigenen Erinnerung mitzutragen. Die Tabuisierung innerhalb der Gesellschaft war dabei in gewisser Weise paradox. Erfahrene Zuschreibungen machten die Absenz der Erinnerung für die Besatzungskinder entweder zum ersten Mal kenntlich oder umso wahrnehmbarer. Gleichzeitig waren sie mitverantwortlich für bestimmte Merkmale der besagten Absenz im Familiengedächtnis, wie dem transgenerationalen Schweigen oder sogar der physischen Distanz der Mutter.

Die große Schwierigkeit, vor der diese Arbeit zu Beginn stand, ist, Erinnerungen zu beschreiben, die nicht verbal geteilt und vollumfänglich vorhanden waren. Wie in dem gleichnamigen Kapitel dieser Arbeit diskutiert werden soll, ist Erinnerung nicht ausschließlich ein in der Vergangenheit liegender Prozess, sondern auch ein gegenwärtiges und unter Umständen sogar in die Zukunft gerichtetes Phänomen. Das Ziel der Forschung war demnach nicht Erinnerungsinhalte zu füllen, wo sie fehlten, sondern Einblicke in soziale und historische Zusammenhänge zu bieten, die dieses Fehlen mitverantwortet haben.

Dabei fand die Forschung teilweise in einem Feld mit großer persönlicher Nähe statt, mit dem ich seit Kindheit und Jugend verbunden bin. Dadurch entstand nicht nur eine räumliche, sondern auch eine emotionale Beziehung.

Diese versuchte ich theoretisch und empirisch in den zugewiesenen Kapiteln aufzuarbeiten. Anschließend soll eine Auseinandersetzung um das theoretisch weitläufige Feld der kollektiven Erinnerung die Forschung umrahmen, bevor darauf eingegangen werden soll, warum das Ausbleiben von Erinnerungstransfer nicht unbedingt das völlige Ausbleiben von Erinnerung bedeutet.

In diesem Sinne werde ich auf Erinnerungen in anderer Form, entweder als nachbarschaftliches Gerede oder Überliefertes als materielle Reminiszenzen eingehen. Im Folgekapitel stehen dann die Erinnerungsinhalte der Besatzungskinder, aber auch der Generation davor sowie der Generation danach im Fokus, die in einem transgenerationalen Erinnerungsgespräch analysiert werden. Dadurch sollen Erinnerungsinhalte verbunden werden, welche wiederum mein Verständnis von Erinnerungsprozessen geprägt haben, die in den Schlussfolgerungen noch einmal dargelegt werden sollen. So entsteht ein soziales Bild aus narrativen Lebensgeschichten, welche das mehrgenerationale Untersuchungsfeld „Besatzungskinder“ zugänglich machen sollen.

Es ist daher offensichtlich, dass Erinnerung im Folgenden nicht für sich allein stehend verstanden werden kann, sondern unter dem Blickwinkel und dem Einfluss von kollektiven, sozialen Prozessen gesehen wird, welche Erinnerungen maßgeblich prägen. Erinnerungen sind meistens nicht unbelastet oder gar neutral, sondern emotional stark besetzt.

Schmerzhaftes Erinnerungen im Gespräch teilweise bewusst hervorzurufen, stellt ethische Fragen und lässt sogar eine Grenze zwischen anthropologischer Datengewinnung und vertrauensvoller Anteilnahme verschwimmen. Ich fand die Ambivalenz im Spannungsfeld zwischen einem Innen und Außen, zwischen der mitfühlenden Betroffenheit und der distanzierteren Beschreibung oftmals nicht leicht miteinander zu vereinbaren.

Im Folgenden ist ein Foto angeführt, dass ein Denkmal eines französischen Besatzungssoldaten zeigt. Dieser Soldat war Teil der Kompanie *6^e bataillon de chasseurs alpins* und scheint, nach nachbarschaftlicher Erzählung, bei einem Kletterunfall in Bludenz in Vorarlberg ums Leben gekommen zu sein. Dieses Denkmal befand sich Zeit meines Lebens in direkter Umgebung. Ich selbst wusste über dessen Existenz jedoch bis zum Beginn der Forschung nichts. Ich wurde darauf aufmerksam gemacht, nachdem man von meinem Vorhaben erfahren hatte.

Beim Auffinden hatten wir den Stein, der neben einer heutigen Grünmülldeponie gelegen war, zuerst freizulegen und anschließend zu säubern, um die Schrift lesbar zu machen. Das teilweise überwachsene Denkmal sehe ich sinnbildlich für ein Vergessen, das doch keines ist. Aus der Erinnerung lässt sich über zumindest drei Generationen Erlebtes sichtbar machen, was die Arbeit mit diesen Erzählungen derart reichhaltig und vielseitig macht.

Insgesamt war die Forschung ein stetiger Lernprozess, wobei die vorliegende Arbeit die Unsicherheiten und Schwierigkeiten bei der Datenerhebung und dem Umgang damit möglichst offen behandeln will. Hier soll ein historisches Ereignis in seiner Gegenwärtigkeit erforscht werden mit dem Anspruch im Gedächtnis zu „wühlen“, soweit dies möglich oder vertretbar ist, im sozialen, kollektiven, aber auch im sehr persönlichen Sinn.. Dabei wird neben dem Gesagten das Nicht-Gesagte ganz zentral im Vordergrund stehen.



Abb. 2: Gedenkstein an den Soldaten Bergev André aus der Kompanie 6^e *bataillon de chasseurs alpins*, verunglückt 1948 in Bludenz in direkter Nachbarschaft, Foto Verfasser 03.01.2022

2. Methode

Nach einer mehrmonatigen Einarbeitungsphase folgte ein erster Feldforschungsaufenthalt in Vorarlberg. In diesem Rahmen führte ich ein erstes Experteninterview mit Dr. Hamid Lechhab als Leiter des marokkanischen Kulturvereins in Feldkirch. Über diese Person erhoffte ich mir die Vermittlung von Kontakten zu Besatzungskindern, allerdings blieben seine Anfragen an die Vereinsmitglieder, wie er mir erklärte, auch aufgrund der 2012 erfolgten Veröffentlichung von Clément Mutombo zum Thema Besatzungskinder unbeantwortet.

Durch eine 2012 erschienene soziologische Arbeit (Mutombo 2012) war der Feldzugang bereits im Vorfeld deutlich erschwert. Die nicht abgesprochene Veröffentlichung von Interviews mit unzensierten Namen trug zu einem wesentlichen Vertrauensverlust bei den in seinem Text genannten Personen bei. Dadurch blieb mir zumindest im Unterland Vorarlbergs ein Teil des „Forschungsfeldes“ verschlossen. Auf die erste Feldforschungsphase folgte eine längere Unterbrechung, die Forschung wurde im April 2021 durch eine zweiwöchige, intensive und komprimierte Arbeit im Feld ergänzt.

Die Schwierigkeiten des Ankommens im Feld erforderte alternative Zugänge, die sich durch die Person von Dr. Michael Kasper, Leiter des lokalen Heimatmuseums in Schruns erleichterten. Durch die Zusammenarbeit mit dieser Institution erklärten sich drei Besatzungskinder bereit, über ihre Lebensgeschichte Auskunft zu geben. Eine weitere Person wurde mir von einer Bekanntschaft vermittelt, gleich wie der Sohn eines Besatzungskindes Teil meines näheren, räumlichen Umfeldes war. Zwei Zeitzeugeninterviews mit Personen, die nach 1945 in den akquirierten Elternhäusern den Besatzungssoldaten sehr nahe waren, fallen ebenfalls in die Zeitspanne dieses ersten, komprimierten Feldaufenthalts. Ein späteres Interview mit der Mutter eines Besatzungskindes führte mich im Juni 2021 ins Elsass. Letztlich schloss ein Gruppengespräch auf Einladung von Dr. Michael Kasper im Heimatmuseum mit drei der vier von mir befragten Besatzungskindern die empirische Forschung ab.

Der Forschungsgegenstand selbst umfasst eine historische Periode und die Erinnerungen an diese Zeit, der Analyse der Interviews wurde dadurch eine entsprechend größere Aufmerksamkeit zuteil. Dabei geht es, nach Atkinson, nicht primär darum, einer historischen Wahrheit auf die Spur zu kommen (Atkinson 1998: 4). Stattdessen stehen die Lebensgeschichten der interviewten Personen und deren Positionierung im Vordergrund, die sich dadurch ausdrückt, wie diese Personen sich selbst zum jeweiligen Zeitpunkt sehen und gesehen werden möchten. Erinnerung in ihrer Bedeutung für das Familiengedächtnis wird dabei als Kollektivleistung und von der Gesellschaft geprägt gesehen. Somit spielen historische Prozesse und soziale sowie sozioökonomische Veränderungen innerhalb einer Gemeinschaft eine Rolle.

Ein vergangenes Phänomen kann jedoch in seiner Gegenwärtigkeit mit den klassischen Methoden der Feldforschung beforscht werden. So enthielt mein Feldzugang Elemente, die sich auch aus klassischen ethnographischen Arbeiten lesen lassen: die Schwierigkeiten des „Ankommens“ in einem Forschungsfeld, die Unsicherheit über eine Akzeptanz, die notwendig schien für das Vertrauen der Personengruppe, die einschneidende Phasen ihrer Biographie mit mir teilen wollten.

Aus biographischen Interviews können sich Inneneinsichten ergeben mit großer emotionaler Resonanz. Der Umstand, dass schmerzbehaftete Erinnerungen nicht nur Teil der Forschung sein können, sondern durch diese eventuell aktiv hervorgerufen werden, macht es notwendig, dies von einem ethischen Standpunkt aus zu reflektieren. Durch das Prinzip der Offenheit und teilweisen Unberechenbarkeit qualitativer Forschung können sich Forschende kaum im Vorhinein über die Reichweite und Tiefe eines Gesprächs im Klaren sein. Dies betrifft auch das Gegenüber in der Gesprächssituation, wie Rosenblatt eindrücklich beschreibt:

In fact, I experience a special moral involvement from the intimacy that can come with interviews dealing with loss. That the moral involvement is not one-sided is suggested by the fact that I and other researchers carrying out qualitative interviews on loss are often told at the end of an interview by the person being interviewed that he or she has never revealed to others some of the things he or she said in the interview (Rosenblatt 1995: 141).

In der Intensiverhebungsphase habe ich Interviews mit Besatzungskindern, die zwischen ein und zwei Stunden gedauert haben, durchgeführt. Die Länge der Interviews richtete sich insbesondere nach der Gesprächsbereitschaft der Personen unter Berücksichtigung einer Sensibilität, Freiwilligkeit und Individualität in der Erzählung der eigenen Geschichte.

Rosenblatt unterstreicht noch einmal die enge Verbindung und gleichzeitig die Notwendigkeit einer Grenzziehung zwischen Forschung und therapeutischer Intervention:

I am interested in carrying out research, not therapy. [...] However, I am strongly inclined to provide appropriately human support to anyone with whom I interact. I have no qualms about moving outside the frame of research interactions to speak to someone's pain or confusion. Depending on what the person I am interviewing seems to think is appropriate, I can offer sympathy, cry with him or her, talk about experiences of my own that are similar, or acknowledge the person's pain. [...] Consequently, even though I am not trying to do therapy, I am not surprised when people tell me that a research interview benefited them therapeutically (Rosenblatt 1995: 149-150).

Dies ist insbesondere relevant für die vorliegende Arbeit, da das Phänomen der Besatzungszeit zwar historisch abgeschlossen ist, für die befragten Personen jedoch trotzdem einen wichtigen Teil ihrer Identität darstellt. Zum Zwecke der Anonymisierung sind die Namen der Personen im Folgenden von mir vollumfänglich geändert worden.

Ein Punkt spielte für die befragten Personen eine große Rolle: Nämlich die Einsichtnahme in die Archive zur Besatzungszeit. Das Archivrecht ist national unterschiedlich geregelt, so gelten Schutzfristen für Daten besonders sensiblen Inhalts. Grundsätzlich gilt in Frankreich eine Schutzfrist von 50 Jahren für Staat und Bürger und zur Wahrung der Privatsphäre sowie 75 Jahre für standesamtliche Geburts- oder Heiratsregister (<https://journals.openedition.org/ifha/7877>, 01.08.2022, 16:43). Nichtsdestotrotz berichtete mir der Historiker Mag. Dr. Wolfgang W. von der Schwierigkeit, Einsicht in diese Akten zu erhalten, wenn es sich um Namen, Aufenthalt oder anderweitige Informationen handelte, die Erbforderungen nach sich ziehen könnten. Die Personen, die ich befragte, waren sich jedenfalls über den Umstand, dass es eine Zeitspanne von 75 Jahren bis zur Öffnung der Archive geben würde, im Klaren. Dadurch zogen sie es, als eine sehr rezente Entwicklung als weitere Möglichkeit, doch noch Informationen über die Familie des leiblichen Vaters zu erhalten, in Betracht.

Grundsätzlich lassen sich Informationen über das Archiv in Colmar, sowie das Heeresarchiv in Vincennes einholen, da bereits während der Besatzungszeit eine Trennung in Militärregierung und Militärverwaltung existent war. Die Militärregierung befasste sich dabei vor allem mit Anliegen der Zivilbevölkerung, während Jean de Lattre de Tassigny als Leiter der Militärverwaltung Vorgesetzter beider Abteilungen war. Somit ist ein Dualismus entstanden, der bis vor die Jahrtausendwende in der archivarischen Suche wahrnehmbar ist (Klöckler 1996: 8).

In einer rezenten Entwicklung wurde 2009 das Archiv von Colmar nach La Courneuve bei Paris überstellt, und mit anderen diplomatischen Archiven Frankreichs zentral zusammengeführt (<http://www.bibliofrance.org/index.php/ressources/archives-et-archivistes/113-de-colmar-pour-la-courneuve>, 01.08.2022).

Nach den Fragen des Datenzugangs werde ich im Folgekapitel auf die Besonderheit der empirischen Arbeit eingehen.

2.1. Anthropologie des Nahen – Anthropologische Arbeit „Zuhause“

Die Feldforschung war in einem Kontext verortet, der mir geographisch und linguistisch vertraut war, denn in diesem hatte ich Kindheit und Jugend verbracht. Auch heute noch stehe ich mit der Talschaft Montafon in Verbindung, was mit einer Form von „Forschung Zuhause“ beschrieben werden kann. Besonders in sprachlicher Hinsicht, durch dieselbe Dialekt-Ausprägung, aber auch durch persönliche und familiäre gemeinsame Bekanntschaften war insbesondere im Verlauf der Interviews ein merklich einfacherer Zugang spürbar, eine vertraute Gesprächsbasis zu erreichen. Der Altersunterschied des damals 28-jährigen Forschers mit den Besatzungskindern, die inzwischen im Pensionsalter sind, erwies sich dagegen, soweit dies rückblickend festzustellen ist, als kein zentrales Hindernis für dasselbe Ziel.

Grundsätzlich war mir das Forschungsfeld durch die Themenwahl gleichzeitig nah und fern. Die räumlich-kulturelle Entfernung, die viele anthropologische Arbeiten noch heute prägen, war in diesem Fall die Differenzierung durch die Zeit.

Weder konnte ich die Erfahrung von Alterität, der die Besatzungskinder begegneten, aus dem Horizont meiner eigenen Lebensgeschichte ableiten, noch direkt vor dem historischen Hintergrund von Krieg und Besatzung persönlich nachvollziehen. Weiters kommt die radikale sozio-ökonomische Veränderung der Talschaft zum zunehmend beliebteren Tourismusort hinzu (viele Gespräche thematisieren wirtschaftliche Not und die Existenz als SelbstversorgerInnen) und die Verschiebung der Bewertungsmaßstäbe. Was aus heutiger Sicht als außergewöhnlich oder auch erschreckend erscheinen mag, war innerhalb der gelebten und erlebten Lebensgeschichte der befragten Personen möglicherweise ein weiter verbreitetes, alltäglicheres Phänomen. Aber auch diese Personen durchschritten Lebensabschnitte und -zeiten, was veränderte Sichtweisen zur Folge hatte. Aus anthropologischer, wie aus der Perspektive der Befragten können demzufolge nur Aussagen vom gegenwärtigen Standpunkt eingeordnet und interpretiert werden.

Insbesondere bei der Analyse der Interviews rückt die Notwendigkeit, das Faktum der ständigen sozialen Veränderung mitzudenken, in den Fokus. Da die Interviews als Mehr-Generationen-Gespräch intendiert sind, tritt noch stärker hervor, dass Bezüge und Parallelen stärker wurden, je näher die Generation an die eigene Lebensperiode heranrückt. So teilte ich insbesondere mit der „Generation danach“ vergleichbare Lebensumstände, Voraussetzungen der Lebensgestaltung, aber auch Bekanntschaften und räumliche Verortungen und erzählerische Bezüge. Vor diesem Hintergrund scheint es zentral zu fragen, ob das Zuhause der anthropologischen Arbeit überhaupt existent und zu verorten ist und ob dies ein relevantes Kriterium darstellt.

Seit den 1970er Jahren ist die Anthropologie zunehmend in den Anspruch hineingewachsen, selbstreflexiv zu arbeiten (Okely 1992: 2). Die Notwendigkeit, überhaupt zu erklären, warum AnthropologInnen „Zuhause“ bleiben, ergibt sich aus einer historischen Entwicklung, die in den Entwicklungsstadien der Disziplin zu verorten ist, zu dem Zeitpunkt als Anthropologen in dem Glauben forschten, Teil einer Gesellschaft von vielen zu sein. „Anthropology first developed among a people who thought of themselves as forming *a society*. [...] This self-description is based on a quasi-ethnic model (the world is made up of numerous societies all dealing with similar problems in different ways), which sets the scene for the traditional monograph, bringing an exotic place to a home audience” (Strathern 1987: 28).

Bronislaw Malinowski etablierte allen voran mit seiner Schrift der *Argonauts of the western Pacific* (1978/1922) eine neue Arbeitsweise und ein Programm für die Ethnographie - Jene der teilnehmenden Beobachtung. Diese Methode forderte nicht nur Observation, sondern beruhte auf aktiver Teilnahme am gesellschaftlichen Leben des Forschungsumfelds. Geertz erweiterte dies mit dem Ansatz der „dichten Beschreibung“: Ein umfassender ethnographischer Kontext sollte zu einer reichhaltigeren Analyse führen (Besnier 2019: 101).

Der Topos der An- und Abreise blieb eine wichtige Konstante in ethnographischem Schreiben (Sökefeld 2002: 88). Im Zuge dessen wurde auch das Ich in den Topos geschrieben, auch vor dem Hintergrund zu belegen, tatsächlich vor Ort gewesen zu sein. Edmund Leach, der berühmte britische Sozialanthropologe, spricht sich für die AnthropologInnen als „naive strangers“ aus, die achtsamer für kulturelle Phänomene wären, welche für ForscherInnen der „eigenen“ Gesellschaft unbemerkt bleiben würden (Leach 1982: 122-127).

Eine folgerichtige Kritik führte zum oben angesprochenen „reflexive turn“ in der Anthropologie (Clifford/Marcus 1986): Die Grenze zwischen BeobachterIn und Beforschten verschwamm weiter, da AnthropologInnen durch ihren direkten oder indirekten Einfluss auf ihr Umfeld unweigerlich Teil ihrer eigenen Studien sind. Dies stellte die Wertfreiheit der anthropologischen Betrachtung grundsätzlich infrage. Unter anderem nahm Okely diese Kritik bereits 1975 vorweg: „In the study of human being by another human being (and what better medium is there?), the specificity and individuality of the observer are ever present and must therefore be acknowledged, explored and put to creative use“ (1975: 172, zit. nach Okely 1992: 32).

Die Konstruktion des Forschungsfelds entspricht in meinem Feld der Besatzungskinder weitestgehend Gupta und Fergusons Vorstellung des „place-making“, wobei Identität und Alterität beide in der Herausbildung von Lokalität und Gemeinschaft produziert werden. Dabei werden die Kollektive und Subjekte durch Kategorien der Abgrenzung und der Unterscheidung geschaffen (Gupta/Ferguson 1997: 13-14). Daraus ergibt sich also die Frage, wie und wo sich die Subjekte positionieren innerhalb eines sozialen und räumlichen Feldes.

In einem Feld, dem räumliche Differenz bereits vorangestellt ist, scheint dessen genaue Lokalisierung daher weniger zentral als die Berücksichtigung unterschiedlicher Machtkonstellationen, Positionierungen und optionaler Handlungsweisen (Sökefeld 2002: 93). Von diesem Standpunkt aus betrachtet unterscheidet die Beforschung „eigener Gesellschaften“ eher wenig von jener, die sich auf entferntere Weltregionen bezieht, ist aber sicher eine Abgrenzung zu sehr frühen Vorstellungen von adäquater Forschung innerhalb des Faches.

2.2. Biographisch Forschen im Mikrokosmos Dorf

Lebensgeschichten sind in einem hohen Maße beeinflusst von dem sozialen Kontext ihrer Genese (Cattell/Climo 2002: 22). Biographische Forschungen sind als Einzelfälle vor dem Hintergrund des sozialen Kontextes in der Lage, die Verstrickung von persönlicher Lebensgeschichte und gesellschaftlichen Prozessen sichtbar zu machen (Bogner/Rosenthal 2017: 45).

Die Forschung zur Besatzungszeit in Vorarlberg ist daher vor allem historisch orientiert, indem sie Geschichte als fortschreitend und prägend, aber nicht als einzigen Faktor der gesellschaftlichen Veränderung und Veränderbarkeit begreift. In einer „kulturanthropologisch orientierten Mikrogeschichte“, wie sie Dressel beschreibt, kann sowohl das Leben Einzelner als auch ein soziales Ereignis aufgegriffen werden in einem Prozess, in dem Geschichtswissenschaft und kulturanthropologische Methode ineinandergreifen (Dressel/Mitterauer 2015: 249)

So können Individuen und soziale Zusammenschlüsse sichtbar gemacht werden, die zuvor von der Geschichtswissenschaft marginalisiert wurden. Andererseits sollen dadurch die Persönlichkeiten zu handelnden AkteurInnen werden, die damit nicht ausschließlich auf systemische Prozesse oder gesellschaftliche Entwicklungen reagieren. Gleichsam kann aus einer „Dorfgeschichte“ keine „histoire total“ werden da durch die zeitliche und räumliche Positionierung und den Fokus der Fragestellung Geschichte selektiv erarbeitet wird (Dressel/Mitterauer 2015: 248-250).

Die Erfahrungen der Besatzungskinder wurden über Kindheitserfahrungen und andere biographische Ausschnitte erhoben. Eine Biographie und eine narrative Identifizierung mit der eigenen Lebensgeschichte wird innerhalb der Biographieforschung als soziale Konstruktion verstanden. Einerseits sind sie von räumlichen und zeitlichen Konstellationen beeinflusst, andererseits können sie gegenüber einer/einem anderen/m ZuhörerIn anders präsentiert, interpretiert oder gänzlich neu erzählt werden. Spies betont die beiderseitige Interaktion von ZuhörerIn und ErzählerIn, welche die Geschichte hervorbringt (Spies 2017: 69, vgl. Rosenthal 2005: 51). In Lebensgeschichten liegt das Potential für Nicht-Gesagtes, Nicht-Sagbares und Noch-zu-Sagendes mit der Möglichkeit zu immer neuen Interpretationen (Dausien 2006: 191).

Menschen bewegen sich in einem ideologischen Rahmen, der historisch gewachsen und veränderlich ist. Mit dieser Entwicklung geht eine Verschiebung der Wertmaßstäbe einer Gesellschaft einher. Hinweis darauf gibt die Bereitschaft zur Thematisierung bestimmter Erlebnisse, wenn dies vorher ausgeblieben war. Ein wichtiger Aspekt ist die Veränderbarkeit, die aus dem gemeinschaftlichen Wirken von gesellschaftlichen Diskursen resultiert, die wiederum die gegenwärtige Interviewsituation, das in der Vergangenheit Erlebte sowie die Situationen umrahmen, in denen das Erzählte bereits für sich oder vor anderen thematisiert wurde (Spies 2017: 70).

Wichtig ist vor allem das In-Beziehung-Setzen mit gesellschaftlichen und historischen Machtstrukturen und hegemonialen Deutungsmustern. Es kann keine einfache „Wiederkehr“ oder „Wiederentdeckung“ einer ursprünglichen Vergangenheit geben, die nicht durch die Kategorien der heutigen Zeit hindurch erfahren wird (Hall 1994: 24). Insbesondere sind daher über die Biographie Positionierungen innerhalb bestimmter Diskurse zu rekonstruieren, wobei die aktuell dominante Erzählung generell über der Vergangenen steht.

3. Erinnerungsspuren und kulturelle Reminiszenzen

In der Forschung wird mit zunehmender Selbstverständlichkeit vom Gedächtnis in seiner Bedeutung für das Kollektiv gesprochen, im Unterschied zum frühmodernen Denken, wo der Einzelne sich von der Gesellschaft gerade durch sein Erinnerungsvermögen unterschied. „Memory, for the thinkers of the Renaissance and earlier, was the seat of identity, while reason made one human, it was memory that made one a particular individual“ (West 2003: 62). Hallam und Hockey schreiben einleitend, in westlichen Gesellschaften würden Erinnerungen wie persönlicher Besitz behandelt: Ähnlich einer Art „persönlichen“ Museums, können Erinnerungen demnach wie Objekte aufbewahrt, und später auch entsprechend enthüllt oder verborgen werden. Die Annahme des Besitzes und der Verantwortung für die eigenen Erinnerungen impliziert den Akt des Erinnerns mehr als statisches Element denn als kreativen oder imaginativen Vorgang (Hallam/Hockey 2001: 3).

Die erinnerte Vergangenheit in einen historischen Bezug zu sehen wiederum bedeutet, eine Beziehung von ständiger Anfechtung und Ausverhandlung zu thematisieren. Wird die Erinnerung nach einer historischen Wahrheit befragt, wird die Person, welche ein Geschehnis miterlebte, privilegiert darüber zu sprechen wie etwas tatsächlich stattgefunden hat. Dieser Vorgang ist zwar weitverbreitet, aber aufgrund des direkten Verknüpfens des Erfahrens eines Ereignisses und historischer Gewissheit nicht ganz unproblematisch. Daran anschließen lässt sich die Frage, ob Erinnerung und die Erfahrung, aus der diese entspringt, gleichzusetzen sind. Weiters ist auch zu thematisieren, ob sich Erinnerungen überhaupt zwischen einem Spektrum von „wahrhaftiger“ und „falscher“ Erinnerung verorten lassen (Antze/Lambek 1996: xiv). Dadurch wird nicht nur die Genauigkeit des Gedächtnisses und die Verlässlichkeit der Erfahrung sondern auch das grundlegende Konzept von historischer Wahrheit infrage gestellt (Hodgkin/Radstone 2003: 2).

Letztlich ist das Erinnern ein Vorgang, der uns in Zeit und Raum situiert, indem er Perspektiven der Vergangenheit sowie die gegenwärtige Position und auch die Antizipation der Zukunft beinhaltet (Hallam/Hockey 2001: 2).

3.1. Erinnerung und kollektives Gedächtnis

Zunächst scheint es naheliegend, Erinnerung in seiner spezifischen Bedeutung für das Familiengedächtnis innerhalb des Kontexts dieser Arbeit zu definieren und das Fachinteresse zu spezifizieren.

Die Überlegungen zum sozialen Gedächtnis, die heute im akademischen Diskurs zirkulieren, nehmen seit der Jahrtausendwende auf Maurice Halbwachs Bezug, der die Erinnerung bereits 1925 in einen sozialen Kontext stellte (Olick/Robbins 1998: 106). Obwohl das kollektive Gedächtnis seit der Antike Gegenstand von Überlegungen unterschiedlichster Richtungen ist, war es Halbwachs, der die zentrale wissenschaftliche Position geformt hat, von der ausgehend sich gegenwärtige Positionen entwickelten: Das Gedächtnis wird bei ihm klassifiziert als ein soziales Phänomen, welches in Wechselwirkung mit der Gesellschaft als prozessual, dynamisch und wandelbar verstanden werden kann (ebd.) Halbwachs zufolge ist das Gedächtnis nur unter Rückgriff auf die zugehörige soziale Gruppe verständlich, durch das Individuen ihre Erinnerungen zu akquirieren, zu lokalisieren und einzuordnen in der Lage sind (Connerton 1989: 36).

Dementsprechend ist das Gedächtnis abhängig von gegenwärtigen gesellschaftlichen Prozessen. Durchzogen von der Gegenwart, wird Erinnerung von diesem Standpunkt neu bewertet, analysiert und auch verzerrt. „Memories are not replicas or documentaries of events, they are interpretations“ (Cattell/Climo 2002: 13). Durch die Interessenslagen von sozialen und kulturellen Normen, der sozialen Stratifizierung bezüglich Erinnerung und nicht zuletzt der gesellschaftlich konditionierten Sprache wird Gedächtnis zum Medium der kontinuierlichen Interpretation (ebd.)

Viele Eigenheiten des sozialen und kulturellen Gedächtnisses lassen vermuten, dass Erinnern und die Erschließung von Lebensgeschichte letztlich narrative und kreative Vorgänge sind. Dies entspricht dem Zugang zum kollektiven Erinnern, der auch im Rahmen dieser Arbeit gewählt ist, nämlich dem Erinnern als eine soziale Praxis. So existieren innerhalb eines Narratives soziale und kulturelle Zwischeninstanzen, die übersetzen, vermitteln und beeinflussen.

Demnach teilt sich das Individuum den Anspruch auf Wahrheit mit kommunalen Institutionen, ExpertInnen oder auch dem Staat (Antze/Lambek 1996: xxi). Das bedeutet, die persönliche Sicht auf die Besatzungszeit ist eingeschlossen in einen prozessualen, ideologischen Komplex, in dem sich gesamtgesellschaftliche Wertmaßstäbe sukzessive verschoben haben (und wieder verschieben werden). Es gilt, auch diese Entwicklungen in den Blick zu nehmen.

Schließlich spielt der Transfer über die Generationen eine gewichtige Rolle innerhalb dieser Arbeit. Generationen werden zum Teil gar als „Mittler“ zwischen dem individuellen und dem kollektiven Gedächtnis gesehen, gleichzeitig ist in der Forschung die Bedeutung von Erinnerungen im Familienkontext unbestritten. Welzer sieht jedoch keinen direkten Transfer von Erzählung über Generationen, sondern eine sich ständig angleichende Umformulierung abhängig von dem veränderten sozialen Rahmen, in der eine Erinnerung geteilt wird (Welzer 2010: 16, vgl. Palmberger 2016). Palmberger ergänzt dies, indem sie durch das Konzept der „generationalen Positionierung“ die Person in den Fokus rückt, welche an Vergangenes erinnert, diese Erinnerung aber stets vom Standpunkt der Gegenwart aus mit Bedeutung versieht (Palmberger 2016: 9). Die Positionierung des Selbst in Bezug auf Gedächtnis und Gegenwart wird auch im Folgekapitel von Bedeutung sein.

3.2. Gedächtnis und Identität

Das Gedächtnis ist durch vergangene Erfahrungen geformt und prägt diese Erfahrungen wiederum in der Gegenwart. In dieser Wechselwirkung ist es ein inhärentes, konstitutives Element und Basis der eigenen Identität. So sind Gedächtnis und Erfahrungen in einem grundlegenden Seins-Zusammenhang mit dem Selbst verbunden (Antze/Lambek 1996: xxi). Innerhalb dieser Arbeit wird die Erinnerung als konstitutive, phänomenologische Basis für die eigene Identität gesehen, und die Positionierung des Selbst in der Lebensgeschichte als ein erzählerischer Prozess.

Archibald betont die überaus enge Verbindung von Identität und Gedächtnis, indem er dem Ich-Bewusstsein die Fähigkeit zugrunde legt, Erlebtes in Worte zu fassen.

Die linguistische Kompetenz generiert Bedeutung statt Fakten, die geschriebene Geschichte auch konterkarieren können (Archibald 2002: 65-66). Die Transformation des Selbst-Bildes kann sowohl durch physische Bewegung im Raum als auch die Konfrontation mit Erinnerungsorten angeregt werden, denen wiederum spezifische Bedeutungen bereits eingeschrieben sind (Cattell/Climo 2002: 15-21). Connerton wiederum bezieht sich insbesondere auf das Körpergedächtnis, wobei Gestik, Haltung und Verhalten des Körpers das soziale Gedächtnis weitertragen, aber auch externe (wenngleich körperbezogene) Praktiken des Gedenkens als performativer Akt diese Rolle erfüllen (Connerton 1989: 70).

Hierbei scheint evident, dass die narrative Autorität nicht nur beim Individuum liegt, sondern sie wird in einem weit gefassten Gesellschaftskontext verortet, wie Antze und Lambek ausführen:

[...] stories require interlocutors, and the right to establish authoritative versions never rests with the individual telling the story alone. It shifts from communal institutions and collective memory to the domain of experts and beyond – to market forces and the power of the state” (Antze/Lambek 1996: xvii).

Es wird also die enge Verbindung von Identität und Gedächtnis betont und gleichzeitig festgestellt, dass es sich bei beiden um offene, fluide und auch teilweise umstrittene Konzepte handelt: Antze und Lambek sprechen von einer ambivalenten Beziehung, da sich Erstere nicht aus einer kohärenten, stetigen, einzigen Erinnerung als Kontinuum speist, sondern mit externen Erzählungen vermischt wird. Diese sind teilweise in den Gedächtniskanon integriert, ohne als äußere Einflüsse als Solches erinnert zu werden.

Hier lässt sich fragen, inwieweit diese disruptiven Elemente unserem Selbst zugehörig sind, ohne unser Bild von diesem nachhaltig zu unterlaufen (1996: xvi). Demnach gibt es Ort für Interpretation, Ausverhandlung und Umschreibung der erinnerten Identität. In dieser dialektischen Beziehung stabilisiert das Gedächtnis unsere Identität und kann gleichzeitig in Widerspruch zu ihr stehen (ebd.). Das Selbst-Bild ist demnach durchaus fragil, aber den eigenen Gestaltungsmöglichkeiten sind gleichzeitig Grenzen gesetzt: „Yet, verifiable or not, they are the sources of my consciousness and my identity, the stuff of me. If I could alter memory, remake the myth, I would not be me. I would become a different person” (Archibald 2002: 66).

Von der Bedeutung und vom Vorgang der Konsolidierung der Erinnerung für das Selbst ausgehend werden nun verstärkt die sozialen Aspekte des Gedächtnisses in den Fokus rücken.

3.3. Geschichte und Gedächtnis

Auf dem Gesellschaftskontext aufbauend, sei hier erneut auf die Veränderlichkeit des Gedächtnisses hingewiesen. Dieses ist neu ausverhandelbar, nämlich im Verlauf von drei Generationen beziehungsweise einer Zeitspanne von ungefähr 80 bis 100 Jahren. Diese Phase nennt Assmann das *kommunikative* Gedächtnis im Unterschied zum weiter zurückreichenden *kulturellen* Gedächtnis, das über Epochen auf normative Texte und Überlieferungen aufbaut (2003: 13).

Ähnlich hat Vansina „Oral History“ die „Oral Traditions“ gegenübergestellt: Während Erstere in der Zeitspanne eines Lebens einzuordnen ist, werden Letztere über Generationen weitergegeben (Vansina 1985: 13). Für Pierre Nora ist das Gedächtnis im Unterschied zur Geschichte zwar fragmentarisch und disruptiv, schafft aber gleichzeitig in seiner Aktualität eine Bindung von „ewiger Gegenwärtigkeit“. Die Geschichte dagegen ist die neutrale, entzauberte und letztlich tote Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Nora schreibt zu Geschichte und Gedächtnis, sie besäßen inhärent gegensätzliche Eigenschaften (Nora 1998: 13).

Das soziale Gedächtnis ist nach außen gerichtet, indem es einen kommunikativen wie einen relationalen Moment enthält: Die/der Andere macht sich durch seine Erzählung kenntlich, dessen Beschreibung geglaubt oder aber bezweifelt wird. Dabei sind zwei Kontexte von Bedeutung: Jener der Positionierung innerhalb der jeweiligen Lebensgeschichte, und den Aspekt der historischen Positionierung der Erzählerin/des Erzählers innerhalb des Gruppenzusammenhangs, mit dem sich dieser oder diese identifiziert. Die Bedeutung des Gruppengedächtnis gleicht damit vielmehr einem narrativen Netzwerk als einer singulären Erzählstruktur (Connerton 1989: 21).

Die Erinnerung ist demnach eingefasst in Prozesse der gesellschaftlichen Repräsentation und wird damit nicht nur zum individuellen, sondern zum kulturellen Konstrukt. Aus dem Gegensatz zwischen der „hegemonialen Lüge“ und der „subversiven Wahrheit“ wird damit Erinnerung Teil eines nuancierten Zusammenspiels kultureller Mechanismen: Narrative Umschreibungen, Modulationen und dem Verstummen-lassen. Dies alles steht in Zusammenhang mit Machtpositionen innerhalb von Gesellschaften und daraus resultierenden Erzählweisen von vergangenen Ereignissen (Hodgkin/Radstone 2003: 2-5).

4. Intersektionalität und Zuschreibung

Während den Müttern der Besatzungszeit dreierlei Stigmata begegneten – eine außereheliche Beziehung eingegangen zu sein, dies mit einem stationierten Soldaten getan und schließlich, ein Kind ledig geboren zu haben – wurde diese Erfahrung auf ihre Kinder auf mehreren Ebenen als soziale Faktoren vererbt. Abwertungen erfuhren Besatzungskinder in der Kombination von sozialen Zuschreibungen, fortgesetzt aus der Elterngeneration, die sexistischer, rassistischer und nationalistischer Natur waren. Diese kollektiven Bewertungen erwachsen, im Gegensatz zu ihren Müttern, nicht im Regelbruch des sozial normierten Verhaltens, sondern war begleitend ab Geburt. Diese betrafen sowohl die Vorwürfe als lediges Kind im katholisch geprägten Vorarlberg, als auch „französischer“ oder „marokkanischer“ Abstammung im erst kürzlich aus dem Besatzungsstatut entlassenen Österreich zu sein.

Bei den Besatzungskindern war vor allem die marokkanische Herkunft äußerlich präsent. Ein transgenerationaler Regelbruch manifestierte sich also bei den Kindern, und spielte in ihrem Leben eine gewichtige Rolle, was das subjektive Erleben individuell weiter ausdifferenziert. Emil erzählt eine Erinnerung an seine Jugend:

[Da] hat man schon ein paar von den urigen Berglern gesehen, die auch [...] brauner gewesen sind. Aber ich habe komplett eine braune Haut gehabt. Nicht nur im Gesicht.

I: Okay...

W: Und dann haben mich auch, die Kinder in der Schule immer geärgert. Haben sie gesagt, weißt ja wohl, weißt da hat man nicht die Knie, dort wo die Haut runzelt, ist ganz schwarz Das hat ausgeschaut, als ob ich dreckig wäre.

Emil war zu diesem Zeitpunkt keinerlei Informationen über die Umstände seiner Geburt mitgeteilt worden, er wuchs stattdessen im Glauben auf, sein Stiefvater wäre sein leiblicher Vater.

Allerdings machte er bereits, bevor er die Wahrheit im Alter von 15 Jahren erfahren hatte, Erfahrungen von abwertenden Zuschreibungen, was das Gefühl einer äußerlichen Differenz zu seinen MitschülerInnen verstärkte. Das Stigma des ledigen Kindes erlebte er dabei bis in die Teenager-Jahre nicht, sehr wohl aber begegnete ihm das ausgesprochene Gefühl, sich nicht in die soziale Umgebung einfügen zu können und nicht angenommen zu sein. Hier ist demnach ein mehrdimensionales Erklärungsmodell nötig, um zu erfassen, wo sich die Differenzkriterien in Bezug auf die Besatzungskinder manifestierten.

Daher wird, um weiters auch die Bedeutung der Besatzungszeit als intergeneracionales Phänomen aufzugreifen, das Konzept der Intersektionalität in seiner erweiterten Möglichkeit zur Beschreibung verschränkter Kategorien von Differenz und Diskriminierung bemüht. Zusätzlich wird dies durch das Prisma der Zeitlichkeit betrachtet. Zunächst wird die Theoriegeschichte angesprochen, um anschließend seine Anwendbarkeit im intergenerationalen Transfer von Erfahrungen zu diskutieren.

Die Intersektionalitäts-Debatte geht historisch auf die 1970er Jahre zurück, in denen sich schwarze FeministInnen nicht in einem Diskurs einer *global sisterhood* mit weißen Feministinnen wiederfanden. Dieser Kontext wurde schlicht als zu breit und als nicht adäquat bemessen, soziale Ungleichheit in seinen Unterschieden zu erfassen. Die Analyse von Rasse, Klasse und Geschlecht sollte nicht isoliert, sondern als interdependente Kategorien der Unterdrückung betrachtet werden (Winker/Degele 2010: 11-12). Diese Forderungen wurden in den 1990ern von Crenshaw als „Intersektionalität“ beschrieben, wobei eine Reihe weiterer Durchkreuzungslinien innerhalb einer Gesellschaftsmatrix zu einer machtsensibleren Position innerhalb des Herrschaftsdiskurses führen sollte (Binder/Hess 2011: 15-16).

Intersektionalität im Kontext der Besatzungskinder ist als zeitliches Konstrukt zu lesen: Das frühe Leben der Menschen, die heute im Pensionsalter sind, war geprägt von Erfahrungen der Differenz, die wiederum kontextuell und relational im sozio-geographischen Raum ihrer Kindheit geformt wird.

Differenz wird erlebt, weil die Kinder Teil einer Konstellation sind, die nicht lokalen, zeitlichen Vorstellungen davon entspricht, was es heißt, Familie „zu sein“. Diese Konstellation ist dabei nur aufrechtzuerhalten, solange das Besatzungschild die Rolle als Kind verkörpert.

Das gesellschaftliche Stigma basierend auf Differenz kann reguliert und beschränkt werden durch Zeit und Raum der Jugend. Im Akt des Erwachsenwerdens erreichen manche Erfahrungen der Differenz für eine Person einen Status der „Liminalität“ um schließlich „hinter sich gelassen“ werden zu können (von Benzon 2019: 214). In diesem Fall wird explizit nicht auf zugrundeliegende Identitätsmerkmale wie Geschlecht und Herkunft als „abzulegende“ Kriterien der Differenz verwiesen, sondern an dieser Stelle ist von Benzons Erläuterung tatsächlich ausschließlich auf den Erfahrungshorizont der betroffenen Personen bezogen.

Diese Erfahrungen und die Tatsache, Besatzungschild zu sein, begleitete diese in Wirklichkeit durch ihr weiteres Leben. Von Benzon schreibt dazu weiter:

[...] collective consciences recognize <<grey areas>> that acknowledge a transition from childhood to adulthood as a messy zone of becomings, unbecomings and rebecommings. The danger here, however, is that whilst the identity of childhood difference may ultimately be subsumed into an adult identity of normalized being, the impact of childhood difference [...] may have lifelong ramifications (ebd.).

Gleichzeitig wird hier von der Möglichkeit einer Umwandlung in soziales und kulturelles Kapital im späteren Leben gesprochen, welches aus der Erfahrung von Differenz in der Jugend erwachsen kann (ebd.) Emil beispielweise beschreibt die Motivation für seine späteren sportlichen Ambitionen in ebenjener Stigmatisierung aus der Kindheit, auf die näher im Kapitel der Erinnerungsinhalte eingegangen werden soll.

4.1. Rahmenhandlung Geschichtsbezüge

An dieser Stelle soll die Zeitperiode „Besatzungszeit“ aus historischer Sicht umrissen werden. In weiterer Folge soll herausgearbeitet werden, welche vorangegangenen bewussten und unbewussten Narrative im Umgang mit den Beziehungen zwischen Soldaten und ortsansässigen Frauen eine Rolle gespielt haben könnten. Außerdem soll zwischen den Arten der Diskriminierung differenziert werden, mit denen die Beziehungen zwischen Soldaten und diesen Frauen bedacht worden waren, ob in der Funktion als Besatzer, aus kulturellen oder nationalen Gründen.

Die Besatzungszeit ist im zeitgeschichtlichen Rahmen der Nachkriegszeit und als Folge der Kriegshandlungen einzuordnen. In der Zeitperiode ab 1945 wurde Österreich politisch in vier Besatzungszonen eingeteilt, die jene Nationen besetzten, welche auch die nationalsozialistische Herrschaft beendeten: Die USA, Großbritannien, Frankreich und die Sowjetunion. Die französische Armee besetzte dabei ab 29. April 1945 Vorarlberg und löste zwischen 5. und 10. Juli Nordtirol von den Amerikanern ab, was von der Bevölkerung zum Teil auch bedauert wurde, da man sich von der Großmacht USA eine bessere Versorgungslage als von den Franzosen versprach (Porpaczy 2002: 57, Eisterer 1991: 22, Huber 2004: 91). Frankreichs hauptsächliche Anliegen verortet Angerer (1994: 83-84) in Bezug auf Österreich auf das sicherheitspolitische Interesse, erneute Anschlussgedanken auf jeden Fall zu unterbinden. Dies sollte durch eine Stärkung der Unabhängigkeit und des nationalen Selbstverständnisses erreicht werden.

Wichtig zu erwähnen in diesem Zusammenhang ist der Umstand, dass zu Beginn der Besatzung in überwiegendem Ausmaß koloniale Truppen aus maghrebinischen Gebieten in Vorarlberg eingesetzt waren. Auf das erste halbe Jahr marokkanischer Präsenz folgte eine sukzessive Reduzierung der Kontingente der Soldaten im Allgemeinen, aber auch der Ersatz von Soldaten maghrebinischer Herkunft durch französische Gebirgsjäger (Eisterer 1991: 29). Die abgelösten Soldaten wurden zu einem Großteil weiterversetzt in die Kolonialkriege des damaligen Indochina oder zum Einsatz im Madagaskar-Aufstand von 1945 entsendet (Lechhab 2007: 177).

Rückblickend wurde die Abberufung der marokkanischen Soldaten aus Vorarlberg von HistorikerInnen damit begründet, die Bevölkerung hege Vorurteile gegenüber der Besetzung durch farbige Soldaten. Da die Disziplin der marokkanischen Soldaten in der Realität größtenteils nicht negativ bewertet wurde (insbesondere im Vergleich mit der späteren Besetzung durch die französischen Truppenkontingente), ist das historisch wahrscheinlichere Motiv jedoch vielmehr der Unwillen der Kolonialmacht, die Rolle des Befreiers an seine kolonisierten Subjekte abzugeben. Das dadurch möglicherweise erstarkende Selbstbewusstsein der Kolonialtruppen wurde als Gefahr gesehen (Lechhab 2007: 178).

4.2. Fraternisierung als Formalität

Eine Besonderheit der französischen Politik in Bezug auf Österreich während der Besatzungszeit war unter anderem, dass man explizit ein „Freundesland“ befriedete sowie kein Fraternisierungsverbot mit der ansässigen Bevölkerung verordnete. Diese Direktive war versinnbildlicht in der Aufschrift „ici l’Autrice, pays ami“, das auf Tafeln beim Überschreiten der Grenze angebracht wurde. Zusätzlich unterstrich eine kurz nach Einmarsch erlassene Proklamation, man betrete Österreich in der Funktion von „Befreiern“, dieselbe Absicht (Eisterer 1991: 18).

Diese Haltung unterschied sich von den übrigen Besatzungsmächten, war jedoch auf der personellen Ebene der Verwaltung, aber auch der stationierten Truppen ambivalenter ausgeprägt. Das Verhältnis zur Besatzungsmacht insgesamt war, als ehemalige Kriegsgegner, durchwachsen und problematisch. Angerer schreibt von „psychologischen Hindernissen“ auf dem Weg zur offiziellen Agenda hin zum Freundesland (Angerer 2005: 124-125). Eine offizielle politische Haltung war vom damaligen Chef der Militärregierung Pierre Voizard zugespitzt worden: „Die Besatzung darf nicht drückend sein, damit wir nach unserem Abzug nicht verhaßt sind“ (zit. nach Eisterer 1991: 30).

Gleichzeitig führten die Requirierungen von Eigentum sowie ebenjene Beziehungen der ansässigen Frauen mit Besatzungssoldaten zu Spannungen zwischen Soldaten und der einheimischen Bevölkerung.

Diese Beziehungen wurden zum Teil gesellschaftlich sanktioniert und verfolgt. Dazu zählten Beschimpfungen und Drohbriefe, aber auch Schmähedichte, die öffentlich und teilweise unter Namen angebracht wurden. Im Folgenden ist ein Beispiel in gekürzter Form wiedergegeben:

Wo auch nur Mohamed heute Abend spät,
im Dunkel auf die Wege geht.
Um ein paar Ränke einen Zaun,
tut einen Pfiff man hört es kaum,
schon steht die [Namen hier zensiert, Anm.] da,
das hätte ja gut geklappt hurra.
Hennenfrisur hat sie heut und Stöckelschuh,
das gehört sich natürlich auf ein Randiwuh [sic!]

Was nun geschah
und niemand sah
will ich lieber verschweigen
es könnte sie noch eine darum beneiden.
Sie gäben sich dann zum Spazieren den Arm
es hält sich so viel besser warm.
Verschwunden sind sie zu zweit dann im dunkel (sic!),
von weiteren Taten hört man so allerlei Gemunkel
drum [Namen zensiert, Anm.] raten wir bleib lieber daheim.
denn solche Fliegen wie Du, gehen bald auf den Leim [...] (Eisterer 1993: 26-27).

Auch wurde versucht, mit dem Scheren von Kopfhaar und anderen Mitteln ein sozial geächtetes Verhalten öffentlich zu brandmarken. Eisterer sieht darin eine Imitation der Reaktion auf die „collaboration horizontale“ in Frankreich nach der Befreiung, worauf mit ebenjenen Mitteln angebliche Beziehungen mit Deutschen geahndet und bestraft wurden (Eisterer 1993: 26; Cusack 2015: 63). Ein berühmte Fotografie Robert Capas zeigt eine junge Frau in Chartres im August 1944, die mit einem kleinen Kind auf dem Arm und kahlgeschorenem Kopf durch die Straßen getrieben wird. Diese Frau war die 23-jährige Simone Touseau, die nach der Geburt ihrer Tochter von einem deutschen Soldaten öffentlich angeprangert wurde (Frevert 2017: 71).



Abb. 3: Foto Chartres, August 1944 Aufnahme von Robert Capa (zit. nach Frevert 2017: 72).

Wenn man die Verhältnisse im überregionalen Vergleich betrachtet, bekamen Frauen unter anderem den Zorn zu spüren, der an die Sieger des Krieges gerichtet war.

Ich bin als junger Bursch noch eingezogen worden und ich war auch beim Kampf um Wien dabei (...) Und dann war ich in dem Kriegsgefangenenlager ... Völlig fertig und halb verhungert bin ich nach Linz zurückgekommen (...) Und dann, schauen dich die Mädchen nicht einmal an, sondern interessieren sich nur für die Amerikaner [...] Aber was solls, die Ami waren die Sieger (Interview John 1996, zit. nach Frevert 2017: 73).

Hegarty beschreibt ausführlich, wie in Kriegszeiten Vorstellungen von Weiblichkeit konstruiert werden. Gleichzeitig galt Krieg auch als der Schauplatz, auf dem „aus Jungen Männer“ werden. Diese Vorstellung umfasste im zweiten Weltkrieg eine militarisierte, und dadurch eine zu jener Zeit maskuline Gesellschaft. Der männliche Blick zeigt sich auch daran, dass im Militär Vorstellungen von Weiblichkeit häufig in besonders abwertender Weise verwendet werden. Männer und Frauen sind daher, wenngleich in sehr gegensätzlicher Form, beide vom Konstruktionsprozess von Geschlecht in Kriegszeiten betroffen (Hegarty 2008: 86).

Sexuelle Beziehungen in Kriegszeiten waren in gewissem Sinne paradox. Einerseits war sie im Militär verpönt und galt als gefährlich, andererseits schien sexuelle Arbeit grundsätzlich unvermeidbarer und unverzichtbarer Teil der Kriegsanstrengungen zu sein.

Der erste Aspekt wird durch die Befürchtung augenscheinlich, durch sexuelle Beziehungen wären Frauen in der Lage, die militärische Ordnung zu unterlaufen. Dies erstreckte sich auch in die Freizeit. Während Frauen zum Beispiel gleich Männern in Fabriken arbeiten konnten, wenn dies die Kriegswirtschaft verlangte, ohne dadurch als maskulin zu gelten (und damit eine Norm zu verletzen) waren Orte wie Tanzhallen viel gefährdeter, hier die gesellschaftliche Respektabilität zu verlieren (Hegarty 2008: 86-87).

Auch unmittelbar nach Kriegsende galt Sexualität also noch als etwas, das besonders aus weiblicher Sicht kontrolliert werden musste. Die Sanktionierungen bei Übertretungen waren ebenfalls geschlechtsspezifisch. Warum es zu sexuellen Kontakten kam, hatte neben der Attraktivität besonders im Krieg häufig eine ökonomische Komponente. In einem von Vorurteilen nicht befreiten Bericht, erzählt der Theologe Emil Fuchs, der im Widerstand aktiv war und im Montafon das Kriegsende erlebte, aus seinen Erinnerungen:

Welche Frau wollte es sich nehmen lassen, mit diesen „Charmeuren“ zu tanzen, und anschließend mit dem fast schneeweißen, französischen Brot und einigen Tafeln Schokolade beschenkt zu werden.

Mädchen, die sich mit den Franzosen einließen, wurden nachts von einigen Heimkehrern die Köpfe kahl geschoren, was Pfarrer Dr. Hausteiner veranlaßte die Frage in der Kirche zu stellen, wieviele Heimkehrer kahl geschoren wären, wenn ihre Untreue in fremden Ländern sich an ihren Köpfen zeigen würde (Fuchs 1945, zit. nach <https://stand-montafon.at/kultur-wissenschaft/neuigkeiten/kriegsende-und-befreiung-1945>).

Neben den angeführten exemplarischen Beispielen gibt es verschiedene komplexe Motive für Sexualität zwischen KriegsgegnerInnen. Diese Arbeit beschränkt sich jedoch auf den konkreten Fall der Sichtweise auf historische Narrative, welche die Reaktionen, die vor allem von männlicher Seite erfolgten, nicht restlos erklären, aber stark in diese hineinspielen.

Aufgrund solcher ausgeprägten Ressentiments innerhalb der Bevölkerung gegenüber sexuellen Beziehungen wurde zum Beispiel in Riedenburg in Vorarlberg von der Militärverwaltung die Möglichkeit geschaffen, diskret zu entbinden (Lechhab 2007: 182).

79 Entbindungen wurden in dieser Institution durchgeführt, daneben gab es aus „ernsten Gründen“ ebenfalls die Möglichkeit, Säuglinge in einer Einrichtung der Militärregierung unterzubringen, sollte die Mutter nicht in der Lage sein, der Versorgung nachzukommen. Dies wurde zunehmend angenommen, sodass man begann, die Kinder in Frankreich zur Adoption freizugeben (Eisterer 1993: 30-31). Dies zeugt von sozialen Zwängen, denen die betroffenen Frauen ausgesetzt waren und zusätzlich von der ökonomischen Herausforderung, ein Kind ohne Vater in der Nachkriegszeit großzuziehen.

Im Kontrast dazu ist der Umgang Frankreichs ab 1945 mit jenen Kindern anzuführen, die vor allem im Elsass und in Lothringen geboren, im ab 1940 aus „politischen oder rassistischen Gründen zur „Eindeutschung“ deportiert, bei deutschen Adoptiveltern großgezogen, oder in deutschen Anstalten aufgenommen worden waren. Gleichzeitig waren jene Kinder gemeint, die in Deutschland bzw. in der französischen Besatzungszone in Deutschland von einem Franzosen und einer deutschen Mutter stammten. Die Väter waren zumeist Zwangsarbeiter oder Kriegsgefangene (Gries 2015: 380).

Diese „kleinen Staatsbürger“ sollten im Rahmen der Errichtung einer französischen Verwaltung und einer groß angelegten Erhebungskampagne nach Frankreich rückgeholt werden. Juristisch und politisch galten die Kleinkinder bereits als Franzosen. Die Nachdrücklichkeit und der Umfang dieser Erhebung veranlasste Mütter zum Teil, den französischen Vater zu verheimlichen, da davon gesprochen wurde, es handele sich um eine „Aktion Kinderklau“ (Gries 2015: 381-383). Parallel dazu wurde mir vom Umgang der Franzosen mit den Besatzungskindern im Nachkriegsjahrzehnt in Österreich erzählt:

I: Und... nur noch einmal, Sie haben gesagt am Anfang, er hat nicht gewusst, dass sie schwanger war, oder?

A: Nein, nein.

I: Sie hat es ihm nicht gesagt.

A: Nein. [...] Hat es nicht gewusst, oder nicht wissen wollen, keine Ahnung. Aber er hat es nicht gewusst, weil eben der Großvater gesagt hat: „Schreib nicht, dass du ein Kind hast, sonst holen's. Weil die Franzosen wollen die Kinder alle mitnehmen.“

I: Mhm.

A: Von meiner Bekannten, die ist auch ein Franzosen-Kind, in Feldkirch im Spital, da ist ein General gekommen, mit der Frau, manchmal sind die Frauen dabei gewesen und die sind bis ins Spital gekommen, wo die Mama im Wochenbett gelegen ist von der und haben gefragt, ob sie das Kind mitnehmen dürfen.

Diese Erinnerung soll keine Allgemeingültigkeit beanspruchen, und wird auch im Kapitel Erinnerungsinhalte teilweise kontrastiert. Trotzdem existierten solche Fälle und illustrieren einen unterschiedlichen Umgang mit den Besatzungskindern zwischen den Besatzungsmächten, der später zu beobachten war. Das lag schon an der unterschiedlichen politischen Haltung: Sexuelle Beziehungen zwischen sowjetischen Armeeregiment und nichtsowjetischen Frauen auf besetztem Gebiet wurde vonseiten Moskaus offiziell „verwerflich“ und „unerwünscht“ betrachtet. Eheschließungen waren ausdrücklich verboten. Vor diesem politischen Hintergrund war ein Kontakt zwischen sowjetischen Besatzungskindern und ihren leiblichen Vätern auch über Jahrzehnte nach Ende der Besatzungszeit politisch beinahe unmöglich. Gleichzeitig wurde dies bereits in der unmittelbaren Nachkriegszeit aktiv verhindert, indem die Soldaten nach Bekanntgabe von einer Schwangerschaft oder einem Heiratswunsch von der Armeeobrigkeit weiterversetzt wurden (Stelzl-Marx 2015: 93-102).

4.3 Frauenbilder während der Besatzungszeit im historischen Spiegelbild

Die Nachkriegszeit war nicht gleichbedeutend mit einer Stunde Null in Bezug auf propagandistisch unterfütterte Gesellschaftsbilder, sozial erwünschte Rollenzuschreibungen und rassistische Vorstellungen vom Anderen und Fremden. Nichtsdestotrotz war die Besatzungszeit begleitet von einer historischen Systemumwälzung: Dem Übergang von der nationalsozialistischen Terrorherrschaft hin zum Versuch der Etablierung eines politisch eigenständigen, unabhängigen und demokratischen Österreichs. Dieses Kapitel geht von dem Umstand aus, dass gesellschaftliche Narrative beständiger sein können, als politische Direktiven es vorgeben.

Die Auseinandersetzung mit den biographischen Erzählungen der Besatzungskinder ist auch eine historische Spurensuche, denn sie ist eingebettet in einen weiter gefassten narrativen Rahmen, der seinen Anfang bereits in den während der Zeit des Nationalsozialismus zirkulierenden Narrativen nimmt.

Nationalsozialistische Propaganda war stark an die Dichotomie von essentialistischen, „traditionell“ männlichen und „traditionell“ weiblichen Geschlechterrollen angelehnt (Frietsch/Herkommer 2015: 9). Es findet jedoch bereits ein Aufweichen dieser Zuordnungen im Laufe des Krieges in Folge der Re-Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt statt (Annuß/Jähnert/Kalff/Othmer 2015: 171).

Die Forschung legt nahe, dass es nicht nur ein Frauenbild innerhalb der NS-Ideologie gab. Obzwar das „Pflichtbewusstsein als Frau und Mutter“, welches auch stark mit visueller Propaganda unterlegt und begleitet wurde, vorherrschend war, geriet es bald in ein ambivalentes Verhältnis mit den Erfordernissen der Kriegswirtschaft. Dies mündete de facto in eine erwünschte „Doppelfunktion“ von Frau, Mutter und Erwerbstätige, die auch ökonomisch durch gezielte Sozialleistungen gefördert wurde. Die Realität der Politik zwischen Praxis und Ideologie war zu jener Zeit zu widersprüchlich, um eine breite Emanzipationsbewegung der Frauen zu ermöglichen (Löffler 2007: 59-60).

Huber führt des Weiteren die Dominanz der katholischen Kirche in Vorarlberg an, welche das Frauenbild bis weit in die zweite Republik hinein bestimmte. Allen voran waren Attribute wie „Keuschheit, Sittlichkeit und Unberührtheit“ an die Idealvorstellung vom „Frau-sein“ gebunden und eine stark definierte Trennung der Geschlechterrollen wurde betont (Huber 1996: 45).

4.4 Konstruierte Fremd- und Feindbilder

In der Zeit des Nationalsozialismus wirkten neben den strikt definierten Geschlechterrollen auch rassistische Praktiken gegenüber Menschen schwarzer Hautfarbe. Diese waren dabei keine Neuerfindung des Dritten Reiches, sondern gingen auf rassistisch geprägte Denkmuster seit dem 18. Jahrhundert zurück.

Eine Besonderheit in der Konzeption eines Feindbildes gegenüber Menschen schwarzer Hautfarbe während dem Nationalsozialismus lag darin, dass es weitgehend im Narrativ des Antisemitismus aufging, wobei eine grundsätzliche Unterlegenheit der „schwarzen Rasse“ vorausgesetzt wurde (Czech 2007: 155).

Dieses rassistische Motiv lässt sich bereits im Ersten Weltkrieg durch gezielte Kriegspropaganda gegenüber Frankreich nachzeichnen. Frankreich wäre durch die Verbindung mit EinwandererInnen aus den afrikanischen Kolonien „rassisch vermischt“ und daher „völkisch degeneriert“ (ebd.).

Dies äußerte sich beispielsweise in der Behandlung der stigmatisierten, sogenannten „Rheinland-Bastarde“ (Bauer 2001: 55). Das Rheinland war in Folge des Ersten Weltkrieges von den Streitkräften Frankreich, Belgien, Großbritannien und den USA besetzt worden. Die USA war dabei nicht alliierte, sondern assoziierte Macht und beteiligten sich schließlich nicht längerfristig an der ursprünglich vorgesehenen Besatzung durch alle vier Staaten. Großbritannien beendete schließlich ebenfalls die Zusammenarbeit mit Frankreich gänzlich, sodass nur noch Belgien und Frankreich die Funktion als Besatzungsmächte aufrechterhielten als jene Länder, die bereits zuvor unter der deutschen Kriegseinnahme gelitten hatten (Limburger 2010: 94-97). Frankreich hatte dabei auch Kolonialtruppen dunkler Hautfarbe im Einsatz.

Der Bezeichnung „Rheinland-Bastarde“ unterliegt damit eine ausgesprochen rassistische Konnotation. Die Besetzung des Rheinlandes durch das französische Militär nach dem Ersten Weltkrieg wurde, da schwarze Soldaten aus den Kolonien eingesetzt waren, in Folge als „Schmach am Rhein“ polemisiert. Das Narrativ von der „Schwarzen Schmach“ wurde international in Österreich, aber auch in Schweden, England und den USA aufgenommen und rezipiert (Bauer 2001: 54-55).

In einer stark sexualisierten Kampagne der „nationalen Demütigung“ wurden die Kinder von weißen Frauen und schwarzen Soldaten während der Rheinlandbesetzung als Produkte kollektiver Vergewaltigung gesehen. Dies war eine Grundlage für die ab 1937 erfolgten Sterilisierungen der sogenannten „Rheinlandbastarde“ im Nationalsozialismus. Das Regime wollte sich hierfür bereits 1934 mit dem „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ den Anschein juristischer Legitimität für die Zwangshandlungen verschaffen (Czech 2007: 156-157).

Die hier angeführten historischen Narrative sind im weiteren Verlauf der Auseinandersetzung zu berücksichtigen, besonders im Hinblick darauf, dass die Besatzungszeit direkt an die NS-Zeit anschließt. Im Folgekapitel werde ich mich auf die Weitergabe von Erinnerung konzentrieren.

5. Weitergabe von Erinnerung – ein Generationengespräch

Unter einem Generationendialog wird hier der Transfer von Erinnerung von einer Generation auf die nächste verstanden, das bedeutet, es ist das Familiengedächtnis, welches besonders von Bedeutung ist. Mündliche Überlieferung spielt hierbei eine tragende Rolle: Der Transfer von Erinnerung über die Generationen findet nur statt, solange das Wissen darum und der Akt des Erzählens stattfinden können. So sind Erzählungen der Großeltern und Urgroßeltern mündlich tradierte Bestandteile des Familiengedächtnisses und innerhalb eines zeitlichen Horizontes lesbar (Assmann 1999: 13).

Der Psychologe Frederic Bartlett, der neben Halbwachs eine Pionier-Stellung in der interdisziplinären Erinnerungsforschung einnimmt, betonte bereits 1932 in „Remembering: A Study in Experimental and Social Psychology“, dass der Akt des Erinnerns keiner reinen Wiedergabe von Ereignissen entspricht. Stattdessen wäre Erinnerung ein kulturell gefärbter Rekonstruktionsprozess, wobei früher Erinnertes genauso eine Rolle spielen kann, wie zum Zeitpunkt der Erinnerung gerade Erlebtes (vgl. Bartlett 1995, Freeman 2010: 263). Diese grundlegende Betrachtungsweise unterstreicht die Interdisziplinarität des Gegenstands.

Freeman führt aus, dass persönliche, kulturelle, narrative Einflüsse und aktuelle historische und persönliche Geschehnisse in diesem Kontext ebenfalls relevant sein können:

Consider in this context the fact that much of what we remember about the personal past is suffused with others' memories – which are themselves suffused with *other* other's memories. Consider as well the fact that much of what we remember is also suffused with stories we have read and images we have seen, in books and movies and beyond. And, not least, consider the fact that all of this extraneous "second-hand" material will be folded into whatever "firsthand" material there may be through a process of narrativization, that is, a quite spontaneous process of transforming memory into narrative (Freeman 2010: 263).

Es ist daher wichtig zu betonen, dass sich ein transgenerationaler Erinnerungsdiallog innerhalb eines ideologischen Rahmens vollzieht, der die Konsequenz gesamtgesellschaftlicher Prozesse ist. Viele Eindrücke und Konventionen sind dabei externer Natur. Dieser ideologische Rahmen kann maßgeblich sein, sich aber individuell unterschiedlich manifestieren. Das wirft die Frage auf, wo tatsächlich „meine“ Erinnerung beginnt und daran anschließend, wie diese zu beschreiben ist (Freeman 2010: 265). Welzer betont, das soziale Gedächtnis existierte nicht *in*, sondern *zwischen* Personen und beschreibt seine existentielle Form als Kommunikation. Weiters unterscheidet er die persönliche Weitergabe von Erinnerung auf Grundlage der Emotionalität, wenn zum Beispiel die Kriegsgeschichten des Großvaters den historischen Narrativen mit ihren mittransferierten normativen Kontexten gegenüberstehen. Das Kommunizieren von sozialer Erinnerung innerhalb einer Gruppe überträgt daher hauptsächlich die emotionalen Rahmen der Interpretation der weitergegebenen Vergangenheit (Welzer 2010: 6).

Ausgehend von diesen Zugängen, war es ein Grundanliegen dieser Arbeit, mittels InterviewpartnerInnen aus mehreren Generationen das Blickfeld möglichst umfassend anzulegen und das Phänomen Besatzungszeit unter dem Gesichtspunkt unterschiedlicher Zeithorizonte zu betrachten.

Vor diesem Hintergrund gibt es diverse Gründe für Brüche innerhalb der Familienerzählung, von denen einige im Kapitel „vom Schweigen und Verdrängen“ behandelt werden und die weiters eine Rolle in dem Versuch des Abbilds verschiedener generationaler Ebenen von Erinnerung spielen.

Einer dieser Gründe liegt in der Diskriminierungs-Erfahrung der Besatzungskinder.

Stigmatisierung und Diskriminierung äußerten sich im Rahmen von „dörflichem Gerede“, aber auch innerhalb des familiären Umfelds. Klatsch und Reputation als ethnographische Methode wird im Kapitel 5.2. nachgegangen.

5.1. Vom Schweigen und Verdrängen – Absenz in der Biografie

Besatzungskinder machten unter anderem zweierlei Erfahrungen, die im Sinne dieses Abschnitts voneinander abzugrenzen sind: Einerseits jene des Gefühls des Anders-seins durch die Herkunft von einem französischen oder marokkanischen Vater, andererseits war der Umgang mit Absenz und dem Fehlen dieser familiären Bezugsperson im individuellen Leben bestimmend. Dieser Abschnitt befasst sich mit letzterer Absenz, die wiederum das Ausbleiben von Sprache in zweiter Generation bedingte und verstärkte. Die Beschäftigung mit der Besatzungszeit unter Berücksichtigung der vorangegangenen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen muss damit unter anderem auch eine Geschichte des Schweigens erzählen, denn dieses Phänomen begegnete den Besatzungskindern in der Vergangenheit und wurde von ihnen auch zum Großteil in die nächste Generation fortgesetzt.

Geschwiegen wird aus unterschiedlichsten Gründen und ist nicht gleichzusetzen mit Rede-verzicht. Hahn beschreibt zum Beispiel das Schweigen als Verweigerung von Antwort, das aber unter anderem auch explizit durch verbales Ausweichen charakterisiert ist. Er geht sogar so weit, die Rede als bevorzugten Mantel des Schweigens zu umschreiben (Hahn 2013: 43-44). Im Verschweigen wird ganz generell etwas unterschlagen, verdrängt, ausgeblendet oder kaschiert, was eigentlich hätte erzählt werden sollen. Ein Thematisierungsverzicht ist demnach nicht gleichbedeutend mit einem Rede-verzicht (ebd.).

Dies ist mit besonderen Herausforderungen für den Forschungsprozess verbunden: Wo Nicht-Gesagtes an die Seite des Gesagten in der Erzählung tritt, sind Forschungen keineswegs unmöglich, aber häufig erschwert. Zu erfassen sind zum Teil nur jene Momente, an denen das Schweigen und die Stille gebrochen werden (Passerini 2003: 239).

Nichtsdestotrotz sind die Bemühungen um die Lücken in der Erzählung zentral, so Passerini weiter: „[...] we want nonetheless to find them, we do not want to perpetuate the suppression of what has been until now deemed unimportant, nor to reinforce what is already hegemonic“ (Passerini 2003: 239-240.)

Hahn spricht beim Akt des Schweigens von einer „paradoxen Kommunikation“, denn Schweigen muss die Wahlmöglichkeit zur sprachlichen Kommunikation beinhalten (2013: 29-30). Gleichzeitig bedeutet der Verzicht auf Verbalisierung nicht das Ausbleiben von deutbarer Verständigung: Es gibt zahlreiche Formen des Schweigens, die voneinander abgegrenzt werden können, je nachdem, aus welchem Grund geschwiegen wird. So spricht Assmann vom Schweigen aus Zustimmung, aus Vertrautheit, aus Trotz oder Hilflosigkeit als psychologische Motive, es existiert aber auch das strategische Schweigen aus einer Geschichte sozialer Tabuisierung heraus (Assmann 2013: 58).

Passerini sieht einen engen Zusammenhang zwischen Schweigen und Erinnerung. Selbst wenn Stille totalitär erzwungen wird oder die Erinnerung ausgelöscht werden soll, gibt es keine andere Möglichkeit, als dass daraus eine Reihe neuer Erinnerungen entsteht, welche die unterdrückte Erinnerung ersetzen (Passerini 2003: 241). Das Tabu ist das Resultat sozialer Konformitätszwänge, die so tief verwurzelt sind, dass keine Übersetzung in explizite Verbote nötig ist. Dieser soziale Zwang entsteht, so Assmann, aus den wichtigsten gesellschaftlichen Antreibern von Scham und Schuld heraus (Assmann 2013: 58). Nur scheinbar im Gegensatz dazu wird sich das Folgekapitel mit dem Gerede unter Nachbarn beschäftigen, welches jedoch, folgt man den oben genannten Ausführungen, in seiner Funktion der gesellschaftlichen Beschämung innerfamiliäres Schweigen mitbedingte.

5.2. Verbalisieren - Klatsch, Reputation und Machtbeziehungen

Auch wenn im Familienkontext zur Herkunft der Besatzungskinder überwiegend geschwiegen wurde, gilt dies nicht unbedingt für NachbarInnen oder Bekannte innerhalb der Dorfgemeinschaft. Gerede ist als Bestandteil sozialen Lebens von anthropologischem Interesse. Dabei steht es in engem Zusammenhang mit der eigenen Reputation (vgl. Giardini/Wittek 2019). Als anthropologisches Medium der Analyse ist Gerede jedoch nur dann sinnvoll, wenn es eingebettet ist in die Umgebung seines weiteren soziokulturellen Kontextes: „It is amply clear that talk both reproduces and produces its context. More specifically, gossip reflects the social structures and cultural dynamics in which it is embedded [...] At the same time, hand in hand with other forms of talk and action, gossip can “do things”, just as an Austinian performative “does things” (Besnier 2009: 191).

Grundsätzlich findet Gerede entlang einer triadischen Funktionsweise statt, bei der ein Sender eine Information über eine dritte Partei an eine weitere Person weitergibt. Dabei setzt Reputation in dem Zusammenhang voraus, dass die Information über die angeblichen Qualitäten der dritten Partei wiederum von jemand anderem generiert wurden.

Dementsprechend sind mindestens drei relationale Aktionen an diesem Prozess beteiligt: Der Akt der Zuschreibung (die Qualitäten, die einer Person attestiert werden), der Akt des Teilens (die Kommunikation einer Information) und der Akt der Wahrnehmung (indem die Zuschreibung erkannt und eingeordnet wird). Beim Gerede kommt eine zusätzliche Bedingung hinzu, nämlich die Absenz dessen, über den geredet wird (Giardini/Wittek 2019: 1-2).

Wo die Familienerzählung schweigt, sind es oft Dritte, über die Narrationen auch intergenerational weitergegeben wurden. Gerede im Mikrokosmos Dorf betreffend der für diese Forschung relevanten Personen hatte vor allem eine maßregelnde Funktion bei tatsächlichen oder vermeintlichen Übertretungen der sozialen Norm. Im Falle der Eltern der Besatzungskinder sind es vor allem die Folgen der sexuellen Partnerwahl, die hierbei eine Rolle spielen und die sich über die Generationen übertragen haben.

Jakob gab mir zum Beispiel ein Bild davon, wie 70 Jahre zuvor im Dorf über Frauen geredet wurde, die eine sexuelle Beziehung mit einem französischen Soldaten eingegangen waren:

Ja, gut, im Jargon hat man dann gesagt, das wären halt die „Franzosen-Huren“, oder? Aber... Ja, heute würde man wahrscheinlich da nicht mehr so... kritisch diskutieren, oder?

Etliche DorfbewohnerInnen unterstellten den jungen Frauen, die Sittlichkeit verletzt und mehr noch, sich an die Franzosen „verkauft“ zu haben. Dies erwies sich als ein sehr starkes, langlebiges Stigma, dass sich schwer abschütteln ließ. Natürlich war dies gänzlich unmöglich, wenn ein Kind aus einer solchen sexuellen Verbindung hervorgegangen war. Daneben existieren auch positivere Formen von dörflichem Gerede, wie soziale Kohäsion oder Informationsgewinn (Boehm 2019: 253).

Emil erfuhr beispielsweise erst spät über eine Schulkollegin Genaueres über seine Herkunft, da dies im Familienkontext vorher nicht thematisiert worden war. Er führt nicht aus, was dieses Gespräch für soziale Konsequenzen bezüglich seines Verhältnisses zu anderen Schulkindern nach sich zog, die ihn zuvor, als marokkanisches Besatzungschild, bereits wegen seiner dunkleren Hautfarbe gehänselt hatten. Mit der neuen Information ergab sich auch die Erkenntnis, dass, obwohl der leibliche Vater fünfzehn Jahre vor ihm geheim gehalten worden war, zumindest eine Person im Dorf sich an diesen erinnerte und sogar Erinnerungsstücke für Emil aufbewahrt hatte.

Ja. Ich habe mit 15 Jahren erfahren über eine Schulkollegin damals, in der Volksschule, die hat mich gefragt: „ich weiß nicht, darf ich dir das sagen?“ „Oh“ hab ich gesagt, „du kannst mir alles sagen“. Dann hat sie gesagt: „Weißt du schon, dass der Vater, wo immer Vater gesagt hast, 15 Jahre lang herum, 15 Jahre, dass das nicht dein Vater ist“. Habe ich gesagt: „Nein, das weiß ich nicht“.

Es muss davon ausgegangen werden, dass die Information der Schulkollegin ein offenes Geheimnis im Dorfverband gewesen und vermutlich in deren Elternhaus ein Thema gewesen war. Für Emil war es schließlich die Bestätigung, „anders“ zu sein, die er implizit lange zuvor schon wahrgenommen hatte. Auch erklärte es, wie ihm Lehrer und MitschülerInnen begegnet waren, und warum er im Unterschied zu seinem älteren und jüngeren Bruder nicht im Elternhaus wohnte, sondern bei der Großmutter. Episoden, die ihm nachher in der Schule widerfahren waren, führt er rückblickend, wie selbstverständlich, auf die damals neue Erkenntnis seiner Herkunft zurück:

Ja, und dann haben die Schüler, ist vielleicht auch noch eine ganz nette Sache, der Lehrer mit den Schülern, haben alle zusammen für ein schwarzes Kind gesammelt und das ist dann bei mir, ich bin in der letzten Bank gesessen mit dem Erwin... Ja, und da ist das Harmonium gestanden und da ist das Bild gehängt mit dem schwarzen Kind. Und ich habe 5 Schilling damals bringen müssen, das hat man so gesammelt. Und das hat der Lehrer nicht umsonst da hingehängt, ist mir vorgekommen. Wenn ich das alles jetzt so Revue passieren lasse, ist das alles aus dem Grund auch gewesen.

Ob es sich dabei wirklich um eine bewusste Reaktion des Lehrers auf Emils Hautfarbe, oder das Wissen um seinen leiblichen Vater, handelt, lässt sich nicht sagen. Für Emil war es jedoch eine Erfahrung, die er in einer Reihe von Hänseleien, auf seine Person bezog.

Er gibt auch zu verstehen, dass es für ihn äußerst schmerzvoll war, diese für ihn so wichtige Erkenntnis nicht von der Familie erfahren, sondern über jemand anderes mitgeteilt bekommen zu haben. Allerdings half ihm die späte Erkenntnis der Existenz eines anderen, leiblich Vaters darüber, seine eigenen Erfahrungen, anders zu sein, nicht unbedingt zu verstehen, aber zu kontextualisieren. In Emils Erinnerung ist das Gerede als wichtiges Behelfsmittel, etwas zu erfahren, was sonst verschwiegen worden war, aber auch in seinen negativen Ausprägungen thematisiert.

Während Pauline, wie alle Besatzungskinder, die in diesem Zusammenhang interviewt worden sind, bei den Großeltern aufwuchs, arbeitete ihre Mutter in der Schweiz.

In diesem Fall hatte sie zwar keinen Vater, erlebte dies gleichzeitig nicht als existentiellen Mangel oder großen Nachteil, da die Großeltern als direkte Bezugspersonen die Elternrolle einnahmen. Dieser Darstellung widerspricht zwar, dass sie sich durchaus über verschiedene Institutionen darum bemüht hatte, die Identität des Vaters herauszufinden, dies folgte jedoch später in ihrem Leben. Als Kind erinnerte sie sich stattdessen an das Schweigen, das dieses Thema begleitete, ihr anfängliches Desinteresse aufgrund der wahrnehmbar stabilen Familiensituation und den Großvater, der sie vor Anfeindungen in der Schule beschützt hatte. Das Gerede war für Pauline eine negative Erfahrung, durch welches der französische Vater ein Stigma und Kennzeichen des Anders-seins wurde:

Das, was mich halt unwahrscheinlich aufgeregt hat, das ist, in der Schule haben mich natürlich die Kinder, die Mitschüler stark gehänselt... die haben mich halt gefuchst, also halt... „Franzosen-Zaggel“ ist das wenigste gewesen noch, was ich dann zu hören bekommen habe, aber ich hab mich halt schon gewehrt, mit Händen und Füßen

I: Kann ich mir vorstellen...

[...]

An dieser Stelle wird herausgehoben, dass es sich um einen Konflikt über die Generationen handelt, das heißt, missgünstige Bewertungen über die Beziehung ihrer Mutter wurden von den NachbarInnen an Kinder und Enkelkinder weitergereicht.

Diese konnten über diesen Sachverhalt keine Kenntnis haben, da es diesbezüglich, im Unterschied zu Kindern marokkanischer Abstammung wie Emil keine äußerlichen Anhaltspunkte gab.

I: Mhm, also man hat... jetzt muss ich zwischen fragen, man hat das gewusst, weil man sieht es ja nicht, oder?

P: ...ja, ja, das haben die alle gewusst....

I: Man hat geredet, halt, in der Nachbarschaft... oder...

P: Die Alten halt daheim und wie es halt die Kinder haben, die tun automatisch, wenn sie ein Opfer finden... wird das gepiesackt bis zum Letzten und das vertrag ich heute noch nicht, das Fuchsen, da bin ich immer schon empfindlich gewesen....

I: Verständlich, ja...

P: Aber halt, die Nachbarn alles, hat man halt... Tratsch muss da gewesen sein bei den Eltern oder halt Großeltern und...

Für Anna dagegen war die Erfahrung als lediges Kind eine präsente und definierende Konstante in ihrem Leben. Durch die negativen Erfahrungen und Bewertungen, die sie mit dem Stiefvater aufgrund dieses Umstandes gemacht hatte, wurde das Fehlen des Vaters schmerzhaft wahrgenommen, und, auch wenn sie diese Person weder aus Erzählungen noch von Fotografien kannte, als großen Verlust erlebt. Für sie wiederum war das Gerede im Dorfverband die einzige Quelle, aus der sie Informationen über den französischen Vater erhalten konnte, da sich die Mutter jeder Auskunft diesbezüglich verweigerte.

A: und ah, ja, wo ich dann...bis 4 Jahre bin ich bei den Großeltern gewesen und nachher hat die Mama geheiratet und dann bin ich halt da mitgekommen, hat man mich dann geholt und ich kann mich nur erinnern, wo ich dann so 13, 14 gewesen bin und ich dann in den Ferien gewesen [bin], da haben halt die alten Frauen immer gesagt: <<mah, das war so ein netter Mann, ein Großer, ein Schöner>>.

Betrachtet man diese drei Erfahrungen im Vergleich, wird noch einmal klar, dass Gerede nicht neutral, sondern von sozialer Agenda begleitet ist.

Besatzungskinder selbst waren beispielsweise nicht durch den Akt ihres Handelns Ziel von Spott und Abwertung, an ihnen wurden langandauernder Konflikte in den Generationen festgemacht. Pauline erzählt vom Gerede als Ausdruck und Folge sozialen Ausschlusses von der nachbarschaftlichen Gemeinschaft in der Kindheit:

Und ich habe, ah, wenn, dann hat man halt unter den Nachbarskindern und alles, die haben ja nicht mit mir alle, mit mir spielen dürfen, da hat man, da hat man ihnen dann gleich gerufen [...]

Die Gründe für diese Erinnerung liegen darin, eine vorgeworfene „Liederlichkeit“ im sexuellen Umgang könnte sich vererbt haben. Weiters schien auch eine Befürchtung innerhalb der Nachbarschaft zu bestehen, sozial stigmatisiertes Verhalten würde sich nicht nur transgenerational und innerhalb von Familien, sondern auch horizontal zwischen Kindern einer Generation übertragen.

In dem Besatzungskind wurde eine Ansteckungsgefahr vermutet: So gab es eine Vorstellung, Besatzungskinder würden durch die sexuelle Beziehung der Mutter mit einem Besatzungssoldaten die Nachbarskinder möglicherweise zu ähnlichen, normverletzenden Verhaltensweisen anregen, oder könnten sie zumindest negativ beeinflussen.

Den Nachbarskindern wurde verboten, mit Pauline zu spielen, da man sie und ihre Familiengeschichte für bedrohlich für die eigenen Kinder hielt. Dies wurde zwar als eine die Familie betreffende Thematik gesehen, jedoch am stärksten von der Mutter auf das Besatzungschild problematisiert, nicht, soweit dies zu erheben war, in die Generation der Großeltern.

5.3. Ein Foto und ein Name – materielle Reminiszenz

Während Erinnerungsspuren in versprachlichter Form kaum kommuniziert wurden, so existieren doch materielle Reminiszenzen an die unbekannten Väter: Briefverkehr, Fotografien oder Gegenstände sind externe Speichermedien und Erinnerungsspuren. Für diejenigen, welche die Besatzungszeit nicht selbst erlebt haben, bilden sie Bezugspunkte zu einer Vergangenheit, die ansonsten, wenn überhaupt, nur in erzählter Form überliefert wurde.

Erinnerung und Materialität sind stark an Zeitlichkeit gebunden. Diese Verbindung wird teilweise stärker, je nachdem, wieviel Zeit seit der Herstellung oder der Inbesitznahme vergangen ist. Fotografien, nach Edwards, gehören zu einer Kategorie von Objekten, anhand derer spezifisch erinnert wird, konträr zu denjenigen Dingen, die mit dem Akt des Gedenkens durch den kulturellen Kontext verbunden sind. Fotografien haftet damit bereits der Wunsch an, zu erinnern. Fotografien zu bewahren, ist ein Akt mit einer in die Zukunft gerichteten Intention. Während bestimmte physische Objekte sinnbildlich für Vergangenes und Vergängliches stehen, sind Fotografien als Momentaufnahmen Ausdruck eines Aspekts der Identität, der bewahrt werden soll (Edwards 1999: 222).

The meaning of these objects, and the identities they represented, would be imparted to survivors when death approached or occurred. One woman gave reprints of historic family photographs to her grandchildren with personalized narrations on the back. Phrases like “this may not seem important to you now, but it may someday”, or “I am telling you these facts so they will not be lost when I die” reveal her self-identity as family matriarch and the wish to leave her sense of family history to survivors (Unruh 1983: 343).

Kwint nimmt eine Unterscheidung von „Objekterinnerung“ in drei Punkten vor. Durch die Möglichkeit, Dinge aufzuzeichnen als mnemotechnische Erinnerungstützen, zweitens als Abbilder der Vergangenheit, indem sie das Gedächtnis mit Bild und Eindruck auskleiden, und drittens, durch die Eigenschaft von Objekten, Erinnerungen in bestimmten Situationen hervorzurufen (Kwint 1999: 2-4).

Für den Kontext dieser Arbeit ist insbesondere letztere Kategorie von Bedeutung. So kann Objekterinnerung auch über Generationen weitergegeben werden. Trotz der materiellen Langlebigkeit von Gegenständen, können sie sich in der Wahrnehmung bei jeder Erinnerung in Relationalität wie in Intensität unterscheiden (Hahn 2014: 39). Die hier behandelten Gegenstände schaffen einen persönlichen Bezug dadurch, dass mit Briefen zum Beispiel ein Schriftstück des unbekannten Vaters in Händen gehalten wird, sie dienten manchmal aber auch als pragmatische Suchbehelfe, wenn der Name oder sogar eine Adresse vermerkt waren. Ein Besatzungskind teilte mit mir die persönliche Bedeutung von Objekten wie Schriftverkehr, welche diese im Laufe der Zeit bekommen.

Dies gilt insbesondere dann, wenn andere substanzielle Erinnerungen nicht Teil des Familiengedächtnisses sind.

X: Da, schau, wären noch diese Briefe drinnen, wo sie halt geschrieben hat...

I: Okay...

X.: ...das sind die Kuverts von diesen Briefen, wo er geschrieben hat, wo er noch... aber ich kann es eben nicht lesen, kann nicht Französisch.

I: Ich habs in der Schule gehabt, aber das reicht leider nicht um es zu übersetzen...

X: Es sind Schatzbriefe, so in dem Sinn, halt ich weiß es nicht, ich kanns nicht lesen, nützt nichts...

I: Mhm, und was wissen Sie sonst von dem Vater?

X: Nichts...nichts....

I: Gar nichts?

X: Nein, nichts. Er ist, eben, er ist ja da im Adler in St. Gallenkirch [Ortschaft im Montafon, Anm.] gewesen, stationiert und der letzte Brief, der ist Anfang `50, warte einmal... `48...`49...`49 und der letzte ist, `49 muss da irgendwo sein, da! Das ist der Letzte, den sie bekommen hat.

Die angesprochenen Briefe, die tatsächlich den Zeitraum von 1948-1950 umfassten, wurden anschließend von mir übersetzt. Dadurch geben sie Aufschluss sowohl über das Beziehungsverhältnis der jungen Frauen mit den Soldaten als auch über die Lebensumstände der jeweiligen Zeit. Briefe waren in zwei Fällen die Medien der Bewahrung, die über die Generationen in Familienbesitz geblieben sind. Im Fall von Emil diente ein Amulett als Reminiszenz an den Vater.

Nachdem sich hier mit dem Schweigen, dem dörflichen Gerede, und den materiellen Objekten der Erinnerung beschäftigt wurde, wird im Folgenden auf die Inhalte der Erinnerung eingegangen.

6. Erinnerungsinhalte

Ein Differenzieren zwischen den Erinnerungen von Kriegsgeneration, Besatzungskindern und Folgegeneration ist von Anfang an ein paradoxes Unterfangen, denn die oben beschriebenen Phänomene streichen unter anderem deren Verschränkung heraus. So ist diese Kategorisierung sehr fluide, da dadurch wiederum die Interdependenz der Phänomene, Narrative und Erinnerungen bewusst und intendiert hervorgeht und nur umso stärker betont werden soll. Die transgenerationale Durchlässigkeit der Erinnerung wird von mir in den folgenden Kapiteln kenntlich gemacht.

Grundsätzlich ist anzumerken, dass in den Gesprächen eine bemerkenswerte Mitteilsamkeit bezüglich sehr persönlicher Erfahrungen und Erlebnisse aus Kindheit und Jugend spürbar war. In dem Zusammenhang ist noch einmal hervorzuheben, dass drei der vier direkt betroffenen Personen einem Aufruf im Rahmen einer Kooperation mit dem Heimatmuseum Schruns folgten, ihre Erinnerungen zu teilen. Daher mag die grundsätzliche Bereitschaft zum Gespräch eine Grundbedingung gewesen sein. Trotzdem kann die Offenheit, mit der auch sehr persönliche, prägende und schmerzvolle Phasen der eigenen Geschichte geteilt wurden, auch in Zusammenhang damit stehen, dass dieser Teil der eigenen Geschichte zuvor selten oder gar nicht thematisiert worden war.

Erinnern geschieht aus der Gegenwart heraus. So werden Erinnerungen gemessen am Maßstab gegenwärtiger Normen und Werten. Ein Gespräch, das ich in diesem Rahmen führte, nahm einen ungewöhnlichen Verlauf, indem es neben dem intendierten Fokus der Besatzungszeit immer wieder die nationalsozialistische Tätigkeit des Vaters thematisierte. Dies geschah im Sinne einer Rechtfertigung und einer Relativierung dieser Funktion durch die Einführung technologischen Fortschritts in die Ortschaft. Die Betonung dieses selektiven Erinnerungsgehalts, und die Bagatellisierung der nachgewiesenen Tätigkeit des Vaters ist hierbei von Belang, denn es zeigt eine maßgebliche Charakteristik von transgenerationaler Familienerinnerung auf. Vor diesem Hintergrund ist es naheliegend, dass Erinnerungen im Familiengedächtnis nicht nur rezipiert und konserviert sind, sondern subjektiv umformuliert, umgedeutet oder überschrieben sein können.

Erinnerungen können so über die Generationen bedeutsame Änderungen erfahren haben und mit neuen Bedeutungen versehen worden sein. Welzer betont dazu, die erinnerte Familienvergangenheit folge bestimmten Bedürfnissen nach Sinngehalt der jeweiligen ZuhörerInnen, die Erinnerungsinhalte rezipieren. Diese folge individueller und generationaler Loyalität zur Familie, aber auch Bedürfnissen der eigenen Identität, für welche die Familienvergangenheit von Bedeutung ist (Welzer 2010: 6). Ähnliche Schlussfolgerungen lassen sich auch aus den Erfahrungen der Besatzungskinder und ihrer Suche nach dem Vater und einem vollständigen Familienbild ziehen.

Erinnerungsinhalte werden ebenfalls eher geteilt, wenn das Gesellschaftsbild eine diesbezügliche Kommunikation unterstützt. So traten zunehmend Besatzungskinder in den 2000er Jahren an die mediale Öffentlichkeit, welche ihre Geschichte teilen wollten, oder sich unter öffentlicher Aufmerksamkeit auf die Suche nach ihren Vätern in Frankreich oder Marokko machten. Die befragten Besatzungskinder waren selbst der Ansicht, dass es vor allem öffentliche Veranstaltungen wie zum Beispiel ausgehend vom örtlichen Museum zu dem Thema Besatzungszeit waren, die sie, wenngleich sie diese nicht besuchten, doch motivierten, sich ihrer eigenen Geschichte aus einer neuen Perspektive heraus wieder anzunähern. Im Rahmen einer veränderten Sichtweise auf ihre Rolle als Besatzungskinder in der Nachkriegszeit in Vorarlberg sind die folgenden Berichte und Analysen zu lesen.

6.1. Kriegsgeneration: Bindungen, Trennungen

Die männliche Kriegsgeneration, die befragt wurde, ist deutlich geprägt von den Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg als eine Erinnerung, welche die Besatzungszeit teilweise in den Hintergrund drängt. Albert, Jahrgang 1928, erlebte den Beginn der französischen Besatzung als 17-jähriger, wodurch ihm dieser Tag sehr lebendig in Erinnerung geblieben ist. Eine Besonderheit ist auch die freundschaftliche Verbundenheit mit einem französischen Besatzungssoldaten, welche er betont.

In seiner erinnerten Lebensgeschichte ist der Vater zwar „deutschnational“, die Mutter war jedoch die zentrale Figur, die er als starke Persönlichkeit und überzeugte Gegnerin des Nationalsozialismus charakterisiert.

Sophia mit Jahrgang 1926 bekam ihr erstes Kind von einem französischen Besatzungssoldaten noch im Montafon, bevor sie den Vater des Kindes ins Elsass begleitete und dort weitere drei Kinder bekam.

Wesentliche Unterschiede lassen sich entlang der Geschlechter feststellen. Für Frauen war die Ankunft der Besatzungssoldaten stärker mit einer Öffnung und Perspektive verbunden. Auch waren viele froh über die Möglichkeit, nach Ende des Krieges zumindest ein Stück weit unbeschwert abendliche Veranstaltungen besuchen zu können. Beispiele dafür waren die Tanzabende, welche die französischen Besatzungssoldaten ausrichteten, die jedoch aufgrund von wiederholten Konflikten mit der männlichen Bevölkerung vor Ort bald verboten wurden. Dies lässt den Schluss zu, dass viele Männer diese Anlässe eher als Bedrohung empfanden, wobei sowohl Besitzdenken als auch Kriegsniederlage eine Rolle spielten und nicht unabhängig voneinander zu sehen sind.

Diese Tanzveranstaltungen erlebte Jakob zwar nicht als Teilnehmer, aber sehr nahe mit. Er ist Jahrgang 1940 und war bei der Ankunft der Besatzungsarmee fünf Jahre alt. Die Übernahme des Elternhauses durch die Besatzungssoldaten verlangte eine ständige Koexistenz der Familie zuerst mit den Marokkanern, später mit den Franzosen.

Da die abendlichen Feste, welche lokale Bevölkerung und Besatzungstruppen zusammenbrachten, nahe dem Elternhaus stattfanden, konnte er sich ein recht genaues Bild dieser Anlässe machen:

[...] so um die '50 herum, da hat es dann Tanzveranstaltungen gegeben, wo dann eben Schrunser Burschen, also älter als ich, so 20-jährige, 25-jährige sind dann auch hingegangen und haben dann halt... aber meistens, soweit ich das von anderen erfahren habe, ist das dann meistens mit einer Rauferei zu Ende gegangen, oder mit einer Schlägerei, oder, und da, weil es halt um Mädchen, um Schrunser Mädchen ging, was soll auch sonst sein?

Alkohol ist geflossen und die Mädchen, die einen hat man halt von den Franzosen zurückhaben wollen und die anderen sind wieder zu den Franzosen hin, so wurde mir berichtet und dann hat es dann meistens Raufereien gegeben.

Hier wiederholt sich ein Narrativ, dass bis in die Jugend der Besatzungskinder seine Fortsetzung findet. Schon allein der Umstand, dass die Frauen die Möglichkeit zum Ausgehen in einer Zeit unmittelbar nach dem Krieg nutzten, wurde als zu wenig „keusch“ empfunden. Die Männer, die solche Abende ebenfalls besuchten, werden wahrscheinlich ebenfalls zum Großteil junge Erwachsene gewesen sein. Diese hatten den Krieg zwar miterlebt, es kann aber davon ausgegangen werden, dass sie in ihrer Einstellung und ihrem Verhalten von ihrer Elterngeneration stark geprägt worden waren.

Dahingehend erlebten Frauen und Männer die Besatzungszeit auffallend unterschiedlich. Dies bezeugen auch die unterschiedlichen Lebensgeschichten der von mir befragten Personen: Für Frauen, die ein Kind von einem Soldaten bekamen, war die Besatzungszeit verständlicherweise ungleich prägender wie für Männer vergleichbaren Alters. Bei Letzteren nahmen die Kriegserinnerungen den weitaus größeren Teil unserer Gesprächszeit ein.

Ein bezeichnendes Beispiel aus weiblicher Sicht ist sicher das Gespräch mit Sophia, die ihren Mann nach der Geburt des ersten Kindes noch vor Ort im Montafon heiratete und ihm anschließend nach Frankreich gefolgt war. Ausschlaggebend war neben der Verliebtheit und der Attraktivität ihres späteren Mannes auch die besseren Lebensbedingungen im Elsass.

Die ökonomische Situation ihrer und anderer Familien im Montafon der Nachkriegszeit beschrieb Sophia mit finanziellen Nöten bis hin zum Hunger. Neben dem Geschlecht waren das jeweilige Alter und der soziale Status maßgeblich dafür, aus welchem perspektivischen Standpunkt die Kriegszeit und die darauffolgende Nachkriegszeit erlebt wurde.

Jakobs Lebensgeschichte gibt ein Beispiel von einem solchen Generationenunterschied: Unter dem Eindruck der Inhaftierung des Vaters wurde die Besatzung im Familienkontext als Einmarsch empfunden und den Soldaten von Beginn an mit starker Skepsis begegnet. Gleichzeitig grenzt Jakob diese Position als jene seiner Eltern von seinen eigenen Erinnerungen ab, da sein persönliches Verhältnis zu den marokkanischen Soldaten eher positiv geprägt war.

Dazu muss gesagt werden, dass es eine beträchtliche Differenz im Umgang mit Marokkanern und auf diese folgend den Franzosen gab, die im weiteren Verlauf der vorliegenden Auseinandersetzung noch thematisiert werden soll.

J: Da ist man in engstem Kontakt mit denen in der Küche gewesen, also das war für meine Eltern schon... Für meine Eltern schon ein bisschen schwierig....

I: Eine Belastung...

J: Eine Belastung, Belastung, wobei jetzt der Vater auch eine Zeit lang eingesperrt ist und gar nicht da gewesen ist und alles an der Mutter gehängt ist.

[...] Und, aber wir haben zum Glück tüchtige Mädchen gehabt, die im Stall und im Haus mitgeholfen haben und auch eigentlich, eigentlich meine Mutter da auch stark unterstützt haben [...] Das ist schon belastend gewesen, auf der einen Seite, der Vater ist in Bludenz eingesperrt gewesen bis '46, im Herbst ist er eingesperrt gewesen [...]

Mit den zwei Mädchen sind nach Jakobs Erzählungen Russinnen gemeint, die als Kriegsgefangene gekommen waren und es anschließend vorzogen, im Montafon als Hilfskräfte im Hotel zu bleiben, bis sie schließlich angeblich ungern nach Russland zurückkehrten.

Die Besuche in den Baracken, in denen der Vater ein Jahr interniert gewesen war, waren für Mutter und Sohn Jakob traurig gewesen und formten eine bleibende Erinnerung. Umso erstaunlicher ist es, dass ebenjener Vater nach seiner Entlassung und Rückkehr die Integration von marokkanischen Soldaten in rituelle, christliche Abläufe wie zum Beispiel dem Nikolausfest tolerierte:

Also das sind ganz so sporadische Sachen, an die man sich dann erinnert. Wie zum Beispiel, wir haben jetzt gerade einmal mit der Schwester geredet, da ist einmal so ein Nikolo gewesen, oder? Da sind wir auch dort unten in dem einen Zimmern gewesen, das sind ja einfach Räume gewesen, kann man sich gar nicht vorstellen. Ein Holztisch [...] an dem wir Kinder gesessen sind. [...] Und, dann dazwischen der Vater, der ist hinterhalb an der Wand gesessen, stirnseitig, wie es halt üblich ist, oder, und dann sind eben da, der eine war wohl ein Marokkaner und der andere war ein Deutscher [...], ich weiß auch nicht wie der dazu gekommen ist. Jedenfalls haben die Krampus und Nikolaus gespielt.

Neben der Frage nach der Haltung des Vaters ist unklar, bis zu welchem Grad dem besagten marokkanischen Besatzungssoldaten, der aller Wahrscheinlichkeit nach muslimischen Glaubens war, die rituelle Assoziation der Figur des Krampus mit einer Teufelsgestalt bewusst gewesen war. Dadurch scheint jedoch umso wahrscheinlicher, dass für beide Seiten, für Jakob und den Soldaten, ein spielerisches Element im Vordergrund gestanden haben muss. Da der 6. Dezember ein fixer Bestandteil im religiösen Kalender darstellt, dürfte über die Integration des marokkanischen Soldaten im rituellen Ablauf dieses alljährlichen Festes für Jakob dessen Anwesenheit im täglichen sozialen Umfeld ein Stück weit normaler geworden sein. Dies war offensichtlich trotz dem kindlichen Schrecken der Fall, der diesem Schauspiel für gewöhnlich innewohnt, wie Jakob beschreibt.

Wir sind... ich bin im Winkel gesessen und dann ist meine Schwester [...], das ist da die Größte gewesen, die Älteste und auf einmal sind die [Krampusse, Anm.] halt, wild, auf Deutsch gesagt, mit Ketten und Strohbesen, [...], mit Birkenzweig ein Reisigbesen, so muss ich sagen und einer hat eine Rute gehabt, und einen großen Sack gehabt und dann sind sie auf die Älteste, halt sind sie so hin gestürzt und einen Knall hat es getan alle hinter halb sind wir im Stuhlbereich aufeinander drauf gelegen aus Angst, als die auf uns zugegangen sind.

Dies war eine ritualisierte und tolerierte Form, Kindern Angst einzujagen. Eine Angst vor realen Übergriffen dagegen existierte tatsächlich, bedenkt man aber die Entwicklung bis hin zur Akzeptanz als Darsteller der Krampus-Figur, war diese vor allem zu Beginn und hier insbesondere vonseiten der Eltern gegeben.

Die, ah ja... Ansonsten, muss ich sagen, die Marokkaner haben eigentlich keine Übergriffe gemacht ad personum auch meinen Eltern gegenüber und meine Schwestern sind da schon etwas bewacht worden, muss ich sagen, weil auf die Älteste wären sie dann schon eventuell losgegangen, die ist halt damals schon 12, 13 Jahre alt gewesen und dann... und das... das ist natürlich schon ein gefährliches Alter gewesen. Aber es ist nie nichts passiert, hat meine Mutter schon wie eine Hyänin geschaut [...]

Von tatsächlich stattgefunden sexuellen Übergriffen erzählt Jakob mir gegenüber weder seitens der Marokkaner noch seitens Franzosen. Die starken Ressentiments der Eltern erklären sich aus Kriegserinnerung, einer nationalsozialistisch belasteten Vergangenheit des Vaters und dem Groll, das Elternhaus an die Besatzer abtreten zu müssen. Daneben gab es jedoch die erwähnten großen Unterschiede im Umgang mit den marokkanischen Soldaten in der ersten Hälfte des ersten Jahres der Besatzung und dem darauffolgenden französischen Truppenersatz. Diese so verschieden bewerteten Abschnitte der Besatzung sollen im folgenden Teil der Arbeit besprochen werden.

6.1.1. Unterschiede in der Wahrnehmung

Grundsätzlich bemerkenswert erscheint, dass gerade die marokkanische Präsenz in Vorarlberg trotz der vergleichsweise kurzen Dauer der Stationierung (von Mai 1945 bis September des gleichen Jahres) relativ positiv in Erinnerung geblieben ist. Besonders aus den Erzählungen der männlichen Gesprächspartner spricht ein positiveres Verhältnis zu den marokkanischen Truppen, wenn im Vergleich die länger andauernde Stationierung der französischen Gebirgsjäger bis 1953 herangezogen wird.

Die Interviewsituation mit Jakob fand in seinem Haus statt, wobei ich an einer Galerie von Ahnen-Portraitfotografien vorbeigeführt wurde, an denen, wie er mir später erzählte, noch Einschusslöcher von den französischen Besatzungssoldaten zu sehen sind, die die Köpfe dieser verstorbenen Familienmitglieder zum Ziel hatten. Die Bereiche von Jakobs Elternhaus, die Franzosen bewohnten, wurden nach Abzug der Truppen darüber hinaus in einem fast völlig desolaten Zustand zurückgelassen. Davon existiert eine Vielzahl an Fotos, welche die Gebäude direkt nach dem Ende der Besatzung dokumentieren:

I: Ja, wie hat das dann nachher ausgeschaut, wo sie gegangen sind?

J: Ja, katastrophal, darum hat man ja die Außenstiegen [...] bauen müssen, weil sie im Stiegenhaus gar nicht mehr sicher gewesen sind da im Haus drinnen, so abgewirtschaftet. [...] Das sind dann so die Reste gewesen, was vom Mobiliar übrig geblieben ist, vom Hotel-Mobiliar, das sind so die hygienischen Zustände gewesen, oder?

I: Mhm.

J: Das ist mehr oder weniger... ist das eine Ruine gewesen.

I: Mhm... Man hat erzählt, Schießübungen haben sie dann auch noch gemacht, oder?

J: Ja, ja, das... Gut, ich meine, da haben wir jetzt... es ist dann natürlich immer so gewesen, dass, wo die Portraits an der Wand gehangen sind, haben sie dann mal auf den Kopf geschossen.

Die Disziplinlosigkeit der Soldaten, die Missachtung des familiären Eigentums und die miterlebte Hilflosigkeit der Eltern prägen daher Jakobs Bild von der französischen Besatzung bis in die Gegenwart.

Die Schießübungen auf die familiäre Ahnengalerie sind bis heute sichtbar, für Jakob aber nur ein Teil in einer Reihe von mutwilligem Zerstörungswillen. Die Entschädigungszahlungen, die in Form einer „Miete“ vom Land erfolgt sei, schätzt Jakob in Anbetracht dessen als marginal und insgesamt lächerlich gering ein.

Erlebnisse, die er als Kind von den scheinbar zunehmend gelangweilten Soldaten durch die räumliche Nähe mitbekam, bestärkten das zunehmend problematische Verhältnis der Koexistenz zwischen seiner Familie und den französischen Besatzern. Sie unterstreichen auch einen Unterschied in dem Eindruck, den Jakob von den marokkanischen im Vergleich mit den französischen Soldaten gewann. Jakob hatte die Besatzung durch die Franzosen vor allem als Bedrohung erlebt.

Und, wie gesagt, auch... eben diese Exzesse, die ich hin und wieder in der Nacht... dass man überall geklopft und gehämmert hat und gerissen hat und an der Tür gerissen hat, oder? Also wenn sie, meistens ist es gewesen, wenn sie betrunken gewesen sind und nicht gewusst haben, was sie anstellen sollen, obwohl das da auch Unteroffiziere gewesen sind. Der Vater hat dann natürlich bei den Kommandanten schon wieder Beschwerde geführt, oder, aber, das hat ja auch nichts genützt. [...] ob sie da tatsächlich gemäßregelt wurden, das weiß ich nicht.

Als Kind war dies für Jakob erschreckend, beim rückblickenden Gespräch werden vor allem Gefühle der Machtlosigkeit ersichtlich. Albert ist dagegen 12 Jahre älter als Jakob, dementsprechend erinnern sie sich unterschiedlich.

Auch für Albert waren beide Besatzungsabschnitte markant unterschiedlich, allerdings gibt es auffallende Differenzen in der Bewertung ihrer Kindheitserinnerung. Albert konnte sich, da er älter war und über die entsprechende Schulausbildung und Sprachenkompetenz verfügte, mit den französischen Soldaten von Beginn an verständigen. Auch war seine Familie mit Frankreich über deren Arbeit als Maurer und Stuckateure vertraut. Albert berichtete sogar von Freundschaften zwischen sich und einzelnen Soldaten.

Die Eindrücke von den stationierten Marokkanern allerdings werden von Albert und Jakob ähnlich beschrieben, bei Jakob vermitteln sie zudem häufige Interaktion und friedvollere Koexistenz. Den Obersten im Armeeregiment hatten Jakob zufolge er und die Nachbarskinder sogar mit „Papa“ angesprochen, was jedoch stark mit der Versorgung mit amerikanischen Essensrationen zusammenhing, welche die Marokkaner anscheinend bereitwillig an die Kinder verteilten. Die Komponente einer harmloseren Form der Bestechung, für die die Kinder empfänglich waren, spielte somit eine Rolle. Albert, der sich das Elternhaus mit den französischen, jedoch nicht mit den marokkanischen Soldaten zu teilen hatte, (diese waren nämlich in der Volksschule im Ort untergebracht), erzählte bezüglich des ersten halben Jahrs der Besatzung durchaus von dem wahrgenommenen alltäglichen und rituellen Fremden, das er mir unter anderem mit Faszination bis zur Begeisterung schildert:

Ich kann mich erinnern, nebenan haben sie die alte Volksschule, die haben sie besetzt gehabt...

I: In der Volksschule sind sie gewesen, genau...

A: Da haben sie auch gekocht, da haben sie auch... Da haben sie immer so monoton, weißt du, haben sie die Suren gesungen [imitiert]. Und bei uns, das war ein schönes Bild [...], haben sie einen Flaggenmast aufgestellt [...] und um den Flaggenmast haben sie rundherum, mit weißen Steinen, haben sie dieses, haben sie diesen Stern gemacht, ein sechsfacher Stern [...]

Mit dem angesprochenen Stern wird mit Bestimmtheit das Emblem auf der Flagge des marokkanischen Staates gemeint sein. In den folgenden Interviewsequenzen sind sowohl die kolonialen Elemente der klar voneinander getrennten Armeeausstattungen zwischen Marokkanern und Franzosen, aber auch das Regiment unter der französischen Fahne angesprochen.

A: ...und wenn sie Wache gestanden sind, die haben ja auch diese Khaki-Uniformen gehabt und haben sie aber, weißt du, als Afrikakorps ... die kamen ja aus Marokko und aus der Sahara, Mauretanien und Ghana. [...]

Einen weißen Gurt haben sie gehabt, einen breiten und die Patronentaschen da,

Khaki-Uniform...

I: Das muss ein Bild gegeben haben.

A: Einen Turban, einen weißen, zum Teil, oder? Einen weißen Turban, und kohlschwarz. Und so sind sie unter der Tricolore gestanden. Blau, weiß, rot.

Albert schließt demzufolge von der Ausstattung der Soldaten her rückblickend auf deren Herkunft. Mit Ausnahme eines festlichen Anlasses hatte er allerdings auch nur sporadisch Kontakt zu den marokkanischen Soldaten.

Jakob dagegen hatte sowohl mit Franzosen als auch mit Marokkanern nahezu alltägliche Begegnungen, da separierte Bereiche des elterlichen Wohnhauses von beiden Einheiten bezogen worden waren. Seine deskriptiven Schilderungen der marokkanischen Soldaten gleichen trotzdem Alberts oben beschriebener Erinnerung:

J: Ja. Es sind schon.... Also das Kommando von den Marokkanern ist französisch gewesen. Aber es hat auch einen Chef gegeben bei den Marokkanern, wird auch ein Offizier gewesen sein, marokkanischer Art, wie die ah... Turban, Kleidung und dann zum Teil, die haben ja auch eine ganz andere Adjustierung gehabt die Marokkaner, mhm... Oder, mit ihren geschnürten, hätte ich bald gesagt, wie die Engländer da im Afrika-Feldzug, wo sie gewesen sind. So in etwa sind die, die Marokkaner, haben teilweise einen Turban oben angehabt, und auch die Wickel Gamaschen bis hinauf, und dann wie Tropenmonturen haben sie angehabt. Die sind nicht in der blauen Uniform gekommen wie die Franzosen....

Die Aufmerksamkeit beider Gesprächspartner galt vor allem den ausdrucksvollen Uniformen und hier insbesondere jener der Kolonialtruppen. Aus diesen Beobachtungen zogen sie auch Rückschlüsse auf das Verhältnis zwischen Marokkanern und Franzosen. Dabei ordnete Jakob die Marokkaner auch als untergeben ein, da sie nicht die „blaue Uniform“ wie die Franzosen und auch sonst keine typische „Armeekleidung“ trugen, wie man sie damals kannte.

Das „Südländische“, aber auch Fremde war für sie ein Zeichen des Statusunterschieds innerhalb der Armee. Marokkaner wurden grundsätzlich als fremder wahrgenommen als ihre französischen Nachfolger.

Einen Anteil an dieser Einschätzung hatte die erwähnte historische Erwerbsstradition im Montafon, in der Arbeitskräfte unter anderem als Krautschneider oder auch Stuckateure eingesetzt worden waren. Letztere standen vor allem im Elsass in einem Arbeitsverhältnis (Feurstein 2012: 58-59). Natürlich dürfen auch äußerlich markante Unterschiede und das erstmalige Beiwohnen an rituellen Festivitäten nicht außer Acht gelassen werden. Auch darf nicht vergessen werden, dass die hier dargelegte Einschätzungen aufgrund der selektiven Auswahl der GesprächspartnerInnen über die Deskription hinaus von räumlich-historisch begrenzter Aussagekraft ist. Das Faszinosum, ein positives Bild den Marokkanern gegenüber sowie die reflektierten Einschätzungen und unterschiedlichen Bewertungen in den Erinnerungsbildern sind jedoch auffallend.

6.1.2. Unterschiede in der Wahrnehmung: Bindungen

Anfang hatte Jakobs Mutter auch die Küche mit den Besatzern zu teilen, erst später richtete die Familie sich selbst eine kleine Küchenzeile ein. Dies spricht für einen, auch im späteren Stadium der Besatzung vorhandenen, Wunsch nach Distanzierung der Eltern von den Besatzern, der beim Jugendlichen selbst zu Beginn nicht gegeben war.

J.: [...] und zwar, ist einer von den Marokkanern, der ist der Chef gewesen, wo das halt verwaltet hat, oder, die Lebensmittel, das ist der Papa gewesen von uns, oder? Dem haben wir immer Papa gesagt und der hat dann, wenn er so eine Kiste wieder aufgemacht hat und da ist ein bisschen Schokolade, Marmelade, „jam“, Kekse, Sachen zum Vorschein gekommen, Dosen mit... halt amerikanischem, hochwertigem Essen, ja Keks und so, „biscuits“ und Zeug wo wir halt noch gar nicht gekannt haben, oder?

Bei Jakob scheint sich ein zunehmend amikales Verhältnis zu den marokkanischen Besatzern entwickelt zu haben, denen er attestiert, eine positive und freundliche Haltung insbesondere gegenüber Kindern eingenommen zu haben. Kinderfreundlich zu sein, war auch ein Attribut, das Albert im Gespräch mit mir erwähnte.

Dazu beigetragen hat sicher, wie erwähnt, die amerikanische Versorgung, von der auch die französischen Besatzer zu Anfang profitierten, aber auch der rückblickende Vergleich mit den späteren Jahren der Besatzung durch die Franzosen, welcher im folgenden Kapitel fokussierter behandelt werden wird.

Aus beiden Schilderungen lässt sich ein Element der kulturellen Fremdheit erkennen, aber nicht unbedingt der Befremdung, wobei Jakob rückblickend von der Ausstattung auf den Status der kolonialen Truppen gegenüber den französischen Soldaten schließt. Die beigewohnten Gespräche aus der Kindheit dagegen sind aufschlussreich im Bezug auf den alltäglicheren Umgang innerhalb der Armee. Dies wird von Albert in einem erinnerten Gespräch zwischen seiner Mutter und einem französischen Offizier bestätigt.

A.: Und, und, in der ersten Zeit, da waren ja die Marokkaner, weißt du, das war die Kampfgruppe. Da waren ja Marokkaner da...

I.: Das erste Jahr...

A.: Mit den Offizieren. Und der Offizier, der dabei war... das war eben dieser Villepin und dann noch einer, nicht, mit einem roten Bart und auch mit einem Stock. Aber wie der geheißen hat, das weiß ich nicht, vom Villepin weiß ich eben noch, vom Hauptmann Villepin weiß ich noch den Namen. Aber zuerst war der da mit dem roten Bart.

Und der hat der Mama erklärt: „Gehen Sie... halten Sie Abstand, halten Sie Abstand [...] gegenüber den Marokkanern. Sie sind wie große Kinder und ja keinen Alkohol.“

Ingrid Bauer sieht in ihren Studien zu afroamerikanischen Besatzungskindern in Salzburg in dieser Haltung eine Art Spiegelung des eigenen Selbstverständnisses als Kriegsverlierer mit der untergeordneten Rolle, welche Truppen schwarzer Hautfarbe im Armeeverband innehatten. Dies diene demzufolge nicht dazu, sich mit den Marokkanern zu solidarisieren, sondern sich noch stärker in Opposition zu den Franzosen als „eigentliche“ Besatzer zu positionieren (Bauer 2001: 51-52). Diese Einschätzung relativiert auch ein wenig das hier erwähnte positive Erinnerungsbild von den Marokkanern, das sich aus meinen Gesprächen erhalten hat.

Gleichzeitig ist den Gesprächen eine unbestreitbare kulturelle Faszination zu entnehmen.

Albert berichtet vom Fest zum Ende des Ramadans und vom Singen der Suren. Ähnlich hat Jakob das Schlachten von Lämmern beim Abzug der Marokkaner erwähnt als Anlass, zu dem auch die Kinder der näheren Umgebung eingeladen worden waren.

Albert teilte sich mit Jakob aus der Folgegeneration eine biographische Besonderheit, denn beide Elternhäuser waren von der französischen Besatzungsmacht für die Einquartierung akquiriert worden. Vor allem aufgrund ihres Alters erlebten sie diesen Umstand unterschiedlich.

I: Jetzt hätte mich nur noch interessiert, weil Sie jetzt gerade bei der Besatzungszeit gewesen sind...

A: Ja?

I: Haben Sie das persönlich auch erlebt, dass die Franzosen, mhh... da mehr zum Sagen gehabt haben, mehr finanzielle Mittel gehabt haben? Weil Sie haben gesagt, ich kann mich erinnern, mhh, die haben im Partenen [Ortschaft in der Talschaft Montafon, Anm.] da Ihr Haus besetzt? Hab ich das richtig im Kopf? Die Franzosen?

A: Hmmm... was haben sie?

I: Die haben Ihr Haus besetzt? Oder? Also... euer Haus?

A: Ja, aber...

I: Mit der Kuckucksuhr, ich kann mich da noch erinnern...

A: Aber auf eine freundliche Art

I: Kann ich mir gar nicht vorstellen...

A: Weißt du, das ist jetzt nicht... Ja, ja. Sie sind einfach gekommen und ja, mein Gott, wir haben das irgendwie hingenommen.

„Freundlich besetzt“ zu werden scheint auf den ersten Blick eine paradoxe Einschätzung der Verhältnisse. Auch widerspricht dies in gewissem Sinne dem Narrativ des ehemaligen Kriegsgegners und der gesellschaftlichen Beeinflussung durch die noch vor Kriegsende verbreitete nationalsozialistische Rhetorik und Propaganda, welche in Kap. 4.4 ausführlicher behandelt wurden. In Alberts Erzählung tritt der Moment der „Befreiung“ stärker hervor, da er noch die Verhältnisse während des Krieges erinnert.

Jakob dagegen erlebte den Einmarsch als fünfjähriges Kind, auch sein Elternhaus wurde von den französischen Truppen besetzt.

Ja, ich kann, persönlich... wir haben dann natürlich, das ist jetzt gewesen `45 bis `46, haben wir da unten, wir haben keine Küche gehabt, wir haben hier nur geschlafen hier oben. Und das ist natürlich schon etwas eingeengt gewesen, wie wir da... weil da ja dann ziemlich schnell die Offiziere eingezogen sind, oder, da ist, praktisch das ganze Haus von Offizieren belegt gewesen. Das hat sich mit der Zeit dann eingespielt.... Ist natürlich so grad wie zu Ostern, wenn man da Osternester draußen, kann ich mich auch erinnern einmal, da siehst du, um das ganze Haus sind da eigentlich Tannen gewesen [...] und wenn die Mutter halt das Osternest rausgetan hat, dann sind sie meistens gestohlen gewesen, weil sie halt auch... da haben wir jetzt nicht viel davon gehabt und so ist man natürlich auch hin und wieder angepöbelt worden, oder sie sind besoffen die Nacht heimgekommen und haben unten einen Krawall gemacht.

Die Franzosen hätten sich zwar die „schönsten“ Häuser ausgesucht, der Grund für die Besetzung in diesem Fall war jedoch offiziell eine NSDAP-Mitgliedschaft von Jakobs Vater, was im Interview offen behandelt wurde. Zur Zeit der Inbesitznahme des Hauses war dieser in einem Ortsteil von Bludenz als nächstgelegene Stadt interniert, was als eine durchaus „belastende“ Situation für Jakob selbst, aber insbesondere für seine Eltern beschrieben wird.

J: Und bis `49 sind wir immer unten gewesen in dem Erdgeschoss haben wir kochen müssen, essen müssen. [...] Neben den Franzosen, oder? Das ist also mehr oder weniger Tür an Tür gewesen und da ist nichts verschlossen, nicht abgesperrt gewesen. Da ist man in engstem Kontakt mit denen in der Küche gewesen, also das war für meine Eltern schon... für meine Eltern schon ein bisschen schwierig...

I: Belastung.

J: Belastung, wobei jetzt der Vater auch eine Zeit lang eingesperrt ist und gar nicht da gewesen ist und alles an der Mutter gehängt ist. [...]

Und das sind dann schon so Eindrücke gewesen. Oder? Das ist schon belastend gewesen, auf der einen Seite, der Vater ist in Bludenz eingesperrt gewesen, bis, 46, im Herbst ist er eingesperrt gewesen, oder, das ist dann schon belastend gewesen [...]

Albert bezeichnet seine Mutter im Interview betont als eine überzeugte Gegnerin des Nationalsozialismus, was ihn und sein Erleben der Besatzungszeit geprägt hat. Ihm wurde nach Kriegsende das Studieren ermöglicht, damit war er einer von nur zwei Personen zu dieser Zeit aus der gesamten Talschaft. Auch während des Studiums befand er sich in Kontakt mit französischen Studierenden, denn vom Besatzungsregime wurde der Austausch aktiv gefördert. So wurde Albert mit anderen StudentInnen eingeladen, an einem beidseitigen Treffen mit französischen Studierenden in Tirol zum gegenseitigen Erlernen der Sprache teilzunehmen.

Er betont auch die Freundschaft mit einem französischen Gebirgsjäger, den er wiederholt in die Berge begleitete:

[...] und ich war ja mit einem Elsässer befreundet, mit dem Boulanger. Boulanger, hat Bäcker geheißen, das hab ich ja erzählt [...] Und dann bin ich halt auch mit den Franzosen da zusammen gewesen in dem Finkenberg und haben dann Touren gemacht und Fortschritte gehabt, was mir aufgefallen ist, die sind sehr fromm gewesen, religiös...

Eine sozioökonomische Komponente wird in einem weiteren Interview erwähnt. Sophia ist eine Cousine Alberts und ist 96 Jahre alt. Sie erzählt von der Verbindung der Familie und der Talschaft mit Frankreich zum Erlangen eines lebenswichtigen Auskommens.

S: Wissen Sie, ich bin, ich bin... Sie fragen mich...

I: Mhm.

S: Wie ich Kontakt hatte nach Schruns [Ortschaft in der Talschaft Montafon, Anm.]. Wir konnten ja nicht, wir waren blockiert. Die Franzosen sind gekommen und mein Papa. Mi père. Es war so, die Montafoner, die haben ja gelebt von Frankreich. Die sind alle zum Mauern, zum Gipsen und alles...

I: Stuckateure.

G [Sohn von S.]: Stuckateure sind es gewesen, ja.

[...]

S: Und dann haben sie Arbeit gesucht. [...] Und danach, später, er hats noch niedergeschrieben mir. Und dann hat er gesagt, er müsse zuerst die französische Sprache können, das ist logisch. Und dann haben die können alle da her arbeiten. Und dann hat er's gelernt als junger Bursch schon, als junger. Das ist, das ist bekannt, der Pfeifer in Gaschurn [Ortschaft im inneren Montafon, Anm.], der war ja in Paris, der hat eine ganze Straße gehabt. Der Pfeifer.

I: Pfeifer.

S: Pfeifer, ja. Der hat eine ganze Straße gehabt. [...] Und der hat die angeworben, die Montafoner. Die jungen Burschen. Es war ja keine Arbeit.

Stuckateure gehören wie die Krautschneider zu den traditionellen Montafoner Berufssparten, die sich hin zum Ausland orientierten. Stuckateure waren insbesondere in Frankreich, aber auch in der Schweiz und in Deutschland eingesetzt. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts boten sich zunehmend Alternativen zur Saisonarbeit im Tal, was die Zahl der wanderungswilligen Arbeitskräfte im Montafon tendenziell reduzierte. Die Weltkriege hatten ökonomische Folgen, ab Beginn des ersten Weltkriegs war die Saisonarbeit nach Frankreich stark eingeschränkt, während des Zweiten Weltkriegs kam sie fast völlig zum Erliegen, da auch der Ausbau des lokalen Elektrizitätswerks eine Beschäftigung vor Ort ermöglichte (Feurstein 2012: 59). Nichtsdestotrotz waren ganze Familien ökonomisch auf die Arbeit Frankreich angewiesen.

Albert erzählt von einer beruflichen Notwendigkeit, sich das Französische anzueignen:

A.: Und da haben wir halt Französisch sprechen können. Ich hab das schon recht gut gekonnt, ich hab das schon vorher gekonnt, weil mein Vetter Christian, der ist zeitlebens, der ist nicht auf den Krautschnitt gegangen, die R. [Familie, Anm. des Verfassers] sind Stuckateure gewesen, und, und der Christian [...] der ist zeitlebens, seit dem 15. Lebensjahr, seit dem 14. Lebensjahr ist der nach Frankreich. Und der hat Französisch reden können und das hab ich dir ja schonmal erzählt, beim Einmarsch der Franzosen, im Partenen [Ortschaft im inneren Montafon, Anm.] am 4. Mai, wo sie gekommen sind in den Jeeps und bei der Kirche gehalten haben vor seinem Haus, dann hat er: „*Bonjour Monsieur, comment-ça-va?*“ „*Vous parlez français?*“ „Ja, oui, monsieur, *d'où?*“

Vom heutigen Standpunkt aus betrachtet, ist es Albert und Sophia wichtig, die Familienerinnerung von Anfang an anders zu schildern, als es beispielsweise die nationalsozialistische Propaganda oder die kriegsbedingte vergangene und offizielle Feindschaft mit Frankreich vorgab. Für ihre Familie war die ökonomische Arbeitsbeziehung über die Landesgrenze entscheidender. Dies ging bis zu einer Form der Dankbarkeit, weil hier eine vergleichsweise lukrative Beschäftigung möglich war, die in der landwirtschaftlich orientierten Talschaft Montafon nicht in dieser Form zu finden war. Den französischen Soldaten gegenüber zeigte man sich aufgeschlossener, wobei es vor allem Albert wichtig war, dass seine Mutter von Anfang an in Opposition zu den Nationalsozialisten gestanden hätte.

Dies stellte eine absolute Ausnahme zur Zeit des Anschlusses im Montafon dar. Die französische Sprache war für Albert, der eine weiterführende Schule besuchte und sogar eine universitäre Ausbildung absolvierte, Teil des Unterrichts und damit ein weiteres Vehikel, kulturelle Distanzen zu überwinden, als die Franzosen eintrafen. Ein Besatzungskind erzählte mir Ähnliches von der Sprachenkompetenz, durch die man sich den Franzosen innerhalb der Familie näher fühlte. Obwohl der Großvater in diesem Fall in Kriegsgefangenschaft war, überwiegt in den Folgegenerationen das aus dieser Zeit und der Erwerbstätigkeit des Großvaters stammende Naheverhältnis zu den Franzosen:

Mein Gott, mein Großvater hat perfekt Französisch gesprochen. Der ist in der Gefangenschaft in Korsika gewesen und hat immer als Maurer in Frankreich gearbeitet, oder? Die sind... damals hat man ja keine Arbeit gehabt und die einen sind als Krauthobler nach Deutschland und die anderen sind eben nach Frankreich, als Maurer und der hat perfekt Französisch gesprochen und geschrieben [...]

Daraus könnte man schließen, dass diese familieninterne, positive Erinnerung auch ein Nährboden war, auf dem Beziehungen zwischen Franzosen und ortsansässigen Frauen innerhalb der Familie eher toleriert worden ist. Die Ressentiments, welche im Kapitel zur Erinnerung der Besatzungskinder thematisiert werden, begegneten diesen nicht von den Großeltern, sondern vor allem seitens der Nachbarschaft.

Im Familienkontext schien dagegen der Umstand, aus einer sexuellen Beziehung mit einem Soldaten ein lediges Kind bekommen zu haben, schwerer gewichtet worden zu sein als jener, dass der Vater französischer Herkunft war.

Dies ist auch interessant im Bezug darauf, dass die Großeltern meistens die Verantwortung für die Besatzungskinder übernommen hatten, auch in einer vor der Nachbarschaft schützenden Funktion. Dies wurde den EnkelInnen in einem größeren Ausmaß zuteil, als dies für die Töchter galt. Dieser Gedanke wird weiter unten noch einmal aufgenommen werden. Vor dem familiären Hintergrund scheint aber ein sinnvoller Erklärungsansatz zu sein, dass die Mütter eine außereheliche Beziehung eingegangen waren, wurde schlicht schwerwiegender bewertet als die Frage der Partnerwahl. Hier spielt das katholisch geprägte Vorarlberg sicher in diese familiären Konflikte mit hinein.

6.1.3. Unterschiede in der Wahrnehmung: Trennungen

Es sind die meisten nicht mehr am Leben, die meisten sind... Ja, ja, ich kann fast sagen, fast alle sind da... verstorben, ja. Ja, das sind halt auch junge Mädchen, von 18 bis... Ja, bis 28, 30. Die einen sind jung geblieben und die anderen sind jung gewesen. Ja, die Franzosen haben halt auch gern junge Mädchen gehabt. Nicht die älteren Frauen, oder? Nein, das ist... aber gut, ich glaube, die haben das... hat jede selber wissen müssen, was sie tut [...]

Diese Erzählung stammt von Jakob, in dessen Elternhaus die Franzosen über die Dauer der Besatzung wohnhaft waren. Dadurch hatte er auch Einblicke, wer von den weiblichen DorfbewohnerInnen das Haus und die Franzosen, auch wiederholt, aufsuchte. Jakob stellte selbst in unserem Gespräch klar, hier keine Namen nennen zu wollen, was für mich den Eindruck erweckte, dass noch 70 Jahre später ein gewisses Maß an Tabuisierung durch Scham mit diesen Handlungen verknüpft ist.

Eine Tatsache jedoch ist, dass zwischen 1945 – 1953 sexuelle Beziehungen zwischen ortsansässigen Frauen und Besatzungssoldaten existierten. Diesen Verbindungen wurde seitens der Bevölkerung weitgehend mit Ablehnung begegnet. Solche sexuellen Partnerschaften waren aus diesem Grund stigmatisiert und tabuisiert und konnten aufgrund des gesellschaftlichen Stigmas zum Teil nicht offen ausgelebt werden. Der Umgang mit diesen Beziehungen ging dabei bis hin zu geduldeten Strafmaßnahmen und Sanktionierungen. Diese wurden wiederum von der französischen Besatzungsjustiz streng geahndet. Es kam vor, dass vorwiegend junge Männer Bestrafungsaktionen durchführten, die öffentliche Demütigungen reichten dabei bis zum Abschneiden der Haare.

Ein Bericht aus der Tageszeitung „Vorarlberger Nachrichten“, die von Dr. Michael Kasper und dem Heimatmuseum Schruns zur Verfügung gestellt wurde, behandelt einen solchen Konfliktfall. Dieser Zeitungsartikel als eine verkürzte Protokollierung eines Gerichtsurteils, befasst sich mit der Anklage von vier Männern, welche eine junge Frau für ihre „französischfreundliche“ Gesinnung öffentlich demütigten.

Das Urteil, welches in drei Fällen ein Jahr Gefängnis und einmal zehn Monate Gefängnis für die Angeklagten bedeutete, kann als exemplarisch dafür angesehen werden, wie die Franzosen mit verbliebener ideologischer Gesinnung nach Ende des Nationalsozialismus umzugehen gedachten. In diesem Sinne stellt das Urteil, das in drei lokalen Tageszeitungen veröffentlicht werden musste, ein Instrument der Abschreckung bezüglich möglicher Nachahmungen dar.

Dies scheint zentraler zu sein als der Schutz der jungen Frau, deren Namen unzensiert im Artikel genannt wird, da es sich bei diesen, von der Bevölkerung offensichtlich geduldeten, Bestrafungsaktionen um keine Einzelfälle handelte. Gleichzeitig wird darauf hingewiesen, dass es vor allem junge Frauen waren, denen diese Art der sozialen, kollektiven Ächtung galt:

Der Regierungskommissär erinnert die vier Angeklagten an das elende Ende aller Gründer und Götzen des Hitlerismus, deren ungeheuerliche Verbrechen von den zivilisierten Staaten gebrandmarkt wurden. Paula Ganahl hat diese miterlebte Zeit nicht vergessen und die nazistische Propaganda hat keine Macht mehr über sie. Sie ist einer anderen Meinung über die Franzosen, als die vier Angeklagten und glücklicherweise ist sie nicht die Einzige in St. Gallenkirch, die so denkt. Das können ihr Zugg, Burger und andere von nazistischen Vorurteilen durchdrungene junge Leute nicht verzeihen, und es scheint, diese jungen Helden haben es besonders auf die Frauen der Gemeinde abgesehen.

Urteil des Französischen Militärgerichtes

Verhandlung des Einfachen Gerichtes der Militärregierung vom 20. 12. 1946.

Strafsache: Kontrollmission gegen Zugg Emil, Burger Ludwig und andere aus St. Gallenkirch.

Art der Strafsache: Größtliches und öffentliches Vergernis verursachende Verletzung der Sittlichkeit oder Schamhaftigkeit (Art. 518 Abs. 1 u. § 41 der Verordnung Nr. 200 der Alliierten Mächte) Böswilliger Streich gegen ein minderjähriges junges Mädchen wegen seiner franzosenfreundlichen Einstellung (§ 39 der Verordnung Nr. 200 der Alliierten Mächte). Franzosenfeindliche Reden (§§ 36 u. 38 der Verordnung Nr. 200 der Alliierten Mächte).

Richter: Administrateur Busquet, Leiter der Kontrollmission, Abteilung Bludenz.

Regierungskommissär: Attache d'Administration Maitre.

Gerichtsschreiber: Adjudant-Chef Ribot.

Im Laufe dieser Verhandlung hat das Gericht den Fall vier junger Leute behandelt, von denen drei frühere Mitglieder der Hitlerjugend während eines Tanzabends in St. Gallenkirch am 15. 8. 46 ein junges Mädchen aus ihrer Gemeinde, Paula Ganahl, für ihre franzosenfreundlichen Reden bestrafen wollten. Sie hatte die Zeit zurechtgelegt, als eine kleine militärische Einheit Garnison in St. Gallenkirch hielt und dort Feste veranstaltete. Ihre Haltung und Reden hatten bewirkt, daß die Burschen der Gemeinde ihr den Beinamen „die Französin“ gegeben hatten.

Emil Zugg, 19 Jahre alt, zerrte das junge Mädchen in einen Schuppen und zog ihr mit Hilfe zweier Kameraden die Hose aus, die sie nachträglich im Tanzsaal der Öffentlichkeit preisgaben.

Was Burger anbelangt, so tut er offen seinen franzosenfeindlichen Gefühle kund. Er behauptet: „Frankreich ist ein degeneriertes Land“; „die französische Kultur steht unter allem“; „die Franzosen haben keine Moral“ usw.

Die vorerwähnten Reden und Taten mußten nun die vier Angeklagten vor dem französischen Gericht in Feldkirch verantworten. Sechs Zeugen werden gehört, deren mehrere ihre früheren schriftlichen Angaben bestätigten. Die Tatzgeschichte entspricht derjenigen, die in den verschiedenen Aktenstücken festgehalten wurde.

Der Regierungskommissär ruft das Heldengedicht der 1. Französischen Armee und der Division des Generals Leclerc, die die deutsche Wehrmacht über den Rhein zurückwarfen, ins Gedächtnis zurück; es ist abermals die französische Armee, die als erste das Berchtesgadenener Nest besetzte, die eine bedeutende Rolle in der Kapitulation der deutschen Armee gespielt und

ein großes Anteil beim Zusammenbruch des Naziregimes gehabt hatte. Die Geschichte hat den nazistischen Parolen, die Burger und seine Kameraden im Vorarlberger Tal noch immer gelten lassen wollen, ein offenes Demenü gegenüber gestellt.

Der Regierungskommissär erinnert die vier Angeklagten an das elende Ende aller Gründer und Bösen des Hitlerismus, deren ungeheuerliche Verbrechen von den zivilisierten Staaten gebrandmarkt wurden.

Paula Ganahl hat diese mitterleibige Zeit nicht vergessen und die nazistische Propaganda hat keine Macht mehr über sie. Sie ist einer anderen Meinung über die Franzosen, als die vier Angeklagten, und glücklicherweise ist sie nicht die Einzige in St. Gallenkirch, die so denkt. Das können ihr Zugg, Burger und andere von nazistischen Vorurteilen durchdrungene junge Leute nicht verzeihen, und es scheint, diese jungen Helden haben es besonders auf die Frauen der Gemeinde abgesehen.

Der Regierungskommissär bittet das Gericht, den Angeklagten eine strenge und musterhafte Strafe aufzuerlegen, die so schlechten Gebrauch von der fast vollkommenen Freiheit gemacht, die ihnen nach und nach von den französischen Okkupationsbehörden gelassen wurde (Burger war Kriegsgefangener in Frankreich), und schließt mit den Worten: „Haben sie das Fest des 15. August in ihrem Dorf gefeiert, so werden sie die kommenden im Gefängnis begeben.“

Matthi hat als einziger einen Verteidiger, Dr. Hofer, der sich bemüht, den Vorfall in St. Gallenkirch als eine belanglose Auseinandersetzung zwischen den Burschen eines Bergdorfes und einem ehrgeizigen frechen jungen Mädchen, das das Ehrgefühl dieser Burschen verletzt hat, hinstellen, ohne anzunehmen, daß diese Begebenheit eine indirekte Bezeugung der Feindschaft gegenüber Frankreich und den Franzosen bedeute. Im Gegensatz zur Meinung des Regierungskommissärs, der seine Behauptungen einzig auf die Aussagen des Opfers stützt, sei sein Klient nur Zuschauer gewesen und habe Zugg gar nicht gehalten. Wie hätte das Mädchen bei Nacht die Angreifer erkennen können? Der Rechtsanwalt des Matthi bittet zum Schluß, seinen Klient freizusprechen.

Einer nach dem anderen haben die vier Angeklagten, die sich nicht schuldig bekennen haben, das Wort zu ihrer Verteidigung. Sie klagen ihre Opfer an und versuchen deren Ruf anzugreifen. Für dieses feige und gehässige Verhalten ruft sie der Vorsitzende streng zur Ordnung.

Nach 20 Minuten Beratung spricht das Gericht das folgende Verdikt:

— In Erwägung des erwiesenen und zum Teil von den Angeklagten eingestandenen Tatbestandes,

— in Erwägung der Tatsache, daß trotz des Zeugens des Nathi, der sich nicht schuldig bekennt, es sich aus den Zeugenaussagen ergibt, daß er ganz im Gegenteil der Anführer der schweren Beleidigung der Paula Ganahl gewesen ist.

— daß, wie es die Angeklagten selbst gestanden, die Letztere bis zum Tage der Tat gar keinen Groll gegen sie hegte, der ihre Aussage anzweifeln oder ablehnen ließe.

— daß die vorgeworfenen Tatsachen, die man als einen geistreichen und belanglosen Streich hinstellen möchte, einer Frau gleich welcher Art gegenüber eine gehässige Respektlosigkeit bedeuten, durch die Preisgabe des Vorfalles an die Öffentlichkeit des Tanzsaales erschwert.

— daß die Angeklagten unter dem Vorwand als Verteidiger der öffentlichen Moral aufzutreten, dieselbe im Gegenteil auf grösste Art verletzt haben,

— daß diese Verletzung durch eine besonders verachtungswürdige Feigheit unterstrichen wird, und zwar im gegenwärtigen Falle durch die Tatsache, daß die Freveltat von dreien gegen eine wehrlose Frau begangen wurde, und daß die Angreifer an ihr den Groll und Schimpf auslassen, den sie den Franzosen gegenüber nicht dem Mut hatten Auge in Auge zu gestehen.

— daß es außer Zweifel steht, ihre Absicht war nicht so sehr, die Beschützer der Moral zu spielen — ihre Tat beweist zur Genüge, daß sie sich gar nicht drum bekümmerten —, als derjenigen eine öffentliche Beleidigung zuzufügen, die den einzigen Fehler begangen hatte, die Freundschaft der Franzosen zu schätzen und ihren Abgang aus der Gemeinde zu bedauern,

— das ihre Zugehörigkeit — zum mindesten die Zugehörigkeit einiger von ihnen — zu Formationen der Hitlerjugend und ihre Reden über Frankreich und die Franzosen genügend Aufschluß über ihre wahre Einstellung bieten und einen hinreichenden Beweis dafür liefern, was ihre Tat ausdrücken sollte.

— daß die Schwere dieser Tat und dieser Beleidigungen durch keinen mildernden Umstand juridischen oder menschlichen Charakters gemindert wird,

verurteilt das Gericht

— Jugg Emil zu 1 Jahr Gefängnis, gerechnet ab 20. 12. 1946,

— den Rumänen Dieterle Alois zu 1 Jahr Gefängnis, gerechnet ab 20. 12. 1946, und zur Ausweisung aus der französischen Okkupationszone in Oesterreich nach der Strafverbüßung,

— Nathi Eduard zu 1 Jahr Gefängnis, gerechnet ab 20. 12. 1946,

— Burger Ludwig zu 10 Monaten Gefängnis, gerechnet ab 20. 12. 1946.

Schließlich verfügt das Gericht, daß der Regierungskommissär einen Auszug dieses Urteils auf Kosten der Verurteilten in drei Vorarlberger Zeitungen publizieren läßt.

Der Präsident belehrt die Verurteilten, daß sie in der Frist von 10 Tagen ein Ueberprüfungsgeßuch einreichen können, daß jedoch im Falle einer Zurückweisung dieses Geßuches die ausgesprochene Strafe erhöht werden könnte.

In Feldkirch, den zwanzigsten Dezember 1946.

Abb. 4: Zeitungsartikel Vorarlberger Nachrichten, vom 20.12.1946, Quelle: Heimatmuseum Schruns

6.1.4. Ambivalente Fraternisierung im lokalen Gedächtnis

Sophias Biografie bildet bezüglich der oben angeführten Schilderung der Umstände des Gerichtsfalles einen namhaften Kontrast. Sie bekam ihren ersten Sohn noch im Montafon in Vorarlberg, heiratete seinen Vater im selben Ort und folgte ihm schließlich zu dessen Familie ins französische Elsass. Huber (1996: 50) führt 177 Österreicherinnen zwischen 1946 und 1955 an, die französische Staatsbürger heirateten. Beziehungen wurden also nicht immer verdeckt, sondern mitunter offen gelebt.

Das Gespräch mit Sophia wurde in der Nähe von Mulhouse im Beisein ihres Sohnes Gabriel geführt. Dieser fungierte aufgrund von akustischen Schwierigkeiten im Verständnis häufig als Übersetzer, aber ergänzte die Erzählung von sich aus, und berichtete teilweise aus früheren Erzählungen, an die er sich erinnert. Sophia erzählt ihre Erinnerung von einem Standpunkt aus, der sowohl das Verlassen des Montafons umfasst als auch ihre Erfahrungen in einem neuen gesellschaftlichen Umfeld im Elsass. Hier wurde ihr zu Beginn die Integration durchaus erschwert, und ein Misstrauen gegenüber der Emigrantin aus Österreich offenkundig. Dies ist namhaft in der Bezeichnung „Schwäbin“, mit der ihr von der französischen Seite begegnet worden war.

G. [Sohn von S., Anm.]: Ganz am Anfang. Aber war doch blöde, blöde Leute am Anfang, wo einmal eine Bemerkung gemacht haben, die Schwä... was hast du gesagt, Mami, bist eine Schwäbin oder, bist eine Schwabe...

S: Was?

G: Hat man mal gesagt im Dorf, bist eine Schwäbin. Eine Schwäbin. Das sind so blöde, blöde...

S: Nein, das haben...

G: Das war selten...

S: Nein, das haben nur die dummen Leute. Aber sonst. Das musst du nicht sagen. Ich halt mich nicht auf, die sind so. Aber zu mir...

I: Ja, es gibt solche und solche

S.: ...zu mir nicht ein, muss sagen. Verwandtschaft. Frieden. Die habe ich nie gehört streiten miteinander, wie im Montafon drinnen. Hatten sie immer Streit miteinander wegen jedem Ding, nicht? Wegen jeden, haben sie... Und im Geschäft, hat meine Mama immer gesagt, wenn die Frauen erzählen und so... dann sagst du: <<geht raus>>, damit es nicht heißt: <<bei den R. im Geschäft hat man das erzählt>>.

Sophia relativiert die Ressentiments im Elsass im Gespräch allerdings mit der Erleichterung, die der neue Lebensmittelpunkt mit der Veränderung ihres gesellschaftlichen Umfelds mit sich brachte. Als Gründe für die Emigration nennt Sophia weiters vor allem die Initiative ihres Mannes, aber auch wirtschaftliche Not, da ihr Mann im Elsass über ein stabiles Einkommen verfügen konnte.

Der spätere Umzug der Jungfamilie ins Elsass wurde zwar beeinflusst von wirtschaftlicher Notwendigkeit, aber doch aktiv von Sophias Herkunftsfamilie unterstützt:

Ja, aber der Papa ist... gewesen... in L'Essone [franz. Department, Großraum Paris, Anm.] 25 Jahre. [...] Und hat gesagt: <<Es wird mir nicht schlecht gehen, Sophie. Geh mit dem Maurice mit. Da hast du immer zu essen“ [...] Und ich sage ja: <<Verhungern tun wir nicht>>. Es gibt alles, es wächst alles. Und der Papa hat immer gesagt: <<Hunger ist nicht in Frankreich, da verhungert man nicht.>>

Auch zeugen Fotografien, die aufbewahrt wurden, von einer solchen, offeneren Haltung der Familie in Vergleich zu den Erinnerungen der befragten Personen aus der Besatzungszeit, die andere Familien thematisieren. Die untenstehende Fotografie stammt aus dem Besitz von Albert. Sie zeigt seine beiden Cousinen im Tanz mit französischen Besatzungssoldaten. Dies wird von Albert als eine der ersten Begegnungen mit Franzosen beschrieben. Eine der dargestellten Tänzerinnen ist Sophia, die einen Besatzungssoldaten schließlich heiraten sollte.

Der Tanz wurde musikalisch begleitet, was für ein Interesse der Franzosen am frühen, bewusst organisierten Kennenlernen mit den Frauen vor Ort spricht.

G: Hör jetzt gut zu: Warum bist du mit dem...

I: Genau, mit dem Maurice zusammengekommen, was hat Ihnen da gut gefallen?

G: Was hat dir gut gefallen? Du bist verliebt gewesen, ja, ja.

[...]

S: Er ist ein schöner Mann gewesen. Meine Cousine hat ja gesagt, *sie* hätte ihn gern gehabt.

I: Achso, haben Sie sie grad ausgestochen.

G: Da ist er, da [zeigt auf die Familien-Fotografie auf Seite 53, Anm.]

I: Ein schöner Mann.

S: Er ist jung gewesen. Ist nicht wüst gewesen, oder? Und er ist, er ist, er hat Deutsch geredet, er hat Dialekt geredet, er hat mit dem Vater auch Dialekt geredet, nicht, hat mit dem Vater auch Deutsch geredet. [...]

Sophia's Familie verhielt sich offener und aufgeschlossener und damit eher konträr zu anderen TalbewohnerInnen, die über ein Verhältnis zwischen Besatzungssoldaten und Frauen vor Ort Kenntnis hatten.



Abb. 5: Sophia und K. im Tanz mit französischen Besatzungssoldaten, Quelle: Albert T. 22.09.2021

FAMILLE HENNER (gare de BUDENZ)



Roland, Michèle, Jean-Jacques, Gilbert, Sigrid-Maurice
Année 1962-63 !...
1964 !...

Abb. 6: Fotografie Familie Sophia R., 1964 „wo sie zum ersten Mal den [französischen] Pass gehabt hat], Interview vom 09.06.2021, Quelle d. Fotografie: Gabriel R., 09.06.2021

6.2. Besatzungskinder

Die Erinnerungen der Besatzungskinder sind das Kernelement dieser Arbeit.

Gleichzeitig sind sie Teil der Abbildung eines Generationengesprächs, daher ist neben den Erzählungen von vier Besatzungskindern auch punktuell die Erinnerung eines Ortsansässigen und ehemaligen politischen Funktionsträgers, der zum Beginn der Besatzung 5 Jahre alt war, wiedergegeben. Dieses Interview wird durch den Umstand, dass ab 1945 das Elternhaus des heute 80-jährigen erst von marokkanischen, dann von französischen Soldaten besetzt war, an dieser Stelle in die Betrachtung aufgenommen. Im Folgenden stehen die Erinnerungen der Besatzungskinder im Vordergrund, weshalb die betreffenden Personen weiter unten kurz vorgestellt werden sollen.

Alle Besatzungskinder haben einen Bezug zum Montafon, eine Region, die zu Kriegsende stark landwirtschaftlich geprägt war und wirtschaftliche Not kannte. Die befragten Personen waren auf die Subsistenzwirtschaft angewiesen, das ist an dieser Stelle wichtig herauszustreichen, um damit auch den gesellschaftlichen Wandel in einer Region zu berücksichtigen, die heute primär vom Tourismus als Wirtschaftsfaktor lebt. Elisabeth beispielsweise hat diesen langsamen Wechsel zur Gästevermietung erlebt. Dem Gespräch vorausgehend berichtet sie von der wirtschaftlichen Not und die Schwierigkeiten der NachbarInnen ein Auskommen zu finden, wenn die Möglichkeit zur Subsistenzwirtschaft, wie bei ihnen vorhanden, nicht gegeben war. Mit der Öffnung des Tales kommt auch die Zeit, in der langsam Konsumgüter zugänglich wurden, die zuvor in der relativ abgeschlossenen Region nicht bekannt waren.

E: Und dazumal... wir haben halt zu essen gehabt. Wir haben eigene Butter, Fleisch gehabt und den Garten, das alles selbst gehabt. Dazumal haben wir nicht einmal gewusst, was eine Orange ist.

I: Ja. Okay.

E: Nicht einmal eine Banane. Wir haben das nicht gekannt. Und ich weiß, der Schwiegervater, der ist einmal nach Bludenz gegangen und hat eingekauft. „Mei“ hat er gesagt „sind das jetzt rote Äpfel?“ – und was hat er erwischt? – Tomaten.

Die Besatzungszeit ist somit in mehrerlei Hinsicht als Phase des Überganges zu sehen, in einer ökonomischen, sozialen, ideologischen Weise und in der wechselseitigen Beziehung dieser Faktoren miteinander.

Mit der Ausnahme von Emil meldeten sich Pauline, Elisabeth und Anna als Reaktion auf den Aufruf des Heimatmuseums im Dorf Schruns im Montafon im Rahmen einer ortsgeschichtlichen Aufarbeitung der Besatzungszeit. Emil wurde mir durch einen persönlichen Kontakt vermittelt. Dabei war allen ein Anliegen, sich persönlich noch einmal mit ihrer Geschichte zu befassen, und ein gewisses Mitteilungs- und Vernetzungsbedürfnis. Gleichzeitig war es für sie wichtig, die persönliche Lebensgeschichte nicht publizistisch verwertet zu sehen. Die Motivation zur Teilnahme kam an einem organisierten Erzählabend und Gespräch zwischen Pauline, Elisabeth und Emil zum Ausdruck. Pauline formulierte ihren Zugang folgendermaßen:

[...] weils da aufgeschienen ist, dass da wieder einmal, dass man das bearbeitet und dann hab ich gedacht: <<Jetzt ruf ich an>>, oder? Es ist jetzt nicht, dass ich unbedingt etwas muss aufarbeiten, aber man sagt ja, man sollte alles noch einmal anschauen und danach kann man's, ist es erledigt. Oder?

Die Gespräche wurden mit drei Personen in deren Zuhause und mit einer Person im Café geführt. Obschon in Feldkirch ein marokkanischer Verein existiert, in dem sich Besatzungskinder zumindest früher regelmäßig austauschten, gibt es keine vergleichbare Organisation im Oberland Vorarlbergs. Die befragten Personen standen untereinander in keinem Austausch. Ein späterer, organisierter Erzählabend mit drei der vier befragten Personen zeigte, dass aufgrund räumlicher Nähe zwar grundsätzliche Bekanntschaft bestand, aber ebenso eine Unkenntnis über dieses geteilte biographische Merkmal.

Zur Veranschaulichung waren Fotoalben der Familie bei Pauline und Elisabeth zentrale Behelfsmedien, die uns durch die Interviews begleiteten. Diese riefen wiederum neue Erinnerungen hervor, die nicht immer unmittelbar mit der Besatzungszeit zusammenhingen, aber ein Bild von ihren Familien zeichnen.

Dabei ist wichtig, dass Fotografien Momentaufnahmen mit der Intention der Bewahrung von Aspekten der Identität sind, besonders wichtig war bei diesen Bildern die Vermittlung eines harmonischen Familienbilds und glücklicher Jugenderinnerungen.

Den folgenden Kapiteln vorangehend ist außerdem hervorzuheben, dass ein gesellschaftlicher Wandel Erzählungen und überhaupt die Möglichkeiten des Erzählens der eigenen Lebensgeschichte mitbestimmt haben. Anna beschreibt einen zeitlichen Perspektivenwechsel als einen Grund, ihre Lebensgeschichte mit mir zu teilen, der den Blick auf eine Unrechtsgeschichte freigibt:

A: Ich glaube, jetzt geht's eh, jetzt reden die Leute eh, weil jetzt ist eine andere Zeit und, und es ist dann ja auch in allen Medien gekommen das Ganze mit den Besatzungskindern, aber früher war das halt einfach... unter der Decke.

I: Aber es ist ja trotzdem nicht selbstverständlich, dass sie das mit mir teilen.

A: Ja, es ist halt so, es ist jetzt meine Geschichte und man hat lang genug nicht dürfen reden.

Im Folgenden habe ich versucht, den Erzählungen und Lebensgeschichten mit großem Respekt zu begegnen, wodurch die Personen selbst in den Vordergrund rücken. Die Analysen, Reflexionen und Einordnungen innerhalb der Forschung sind durch dasjenige entstanden, was mir zugänglich gemacht wurde, und durch den Spiegel der Zeit gesehen, wie auch jegliche Wissensgenerierung auch Produkt einer sozialen Welt ist. Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die Erinnerung beeinflussen, sind für die folgende Auseinandersetzung zentral.

6.2.1. Pauline

Ich begegnete Pauline im Rahmen eines Interviews, für das sie sich gemeldet hatte, in ihrem Haus am Berg unweit der Ortschaft Schruns. Pauline ist Jahrgang 1950 und im Inneren der Talschaft Montafon mit einem 7 Jahre jüngeren Halbbruder aufgewachsen. Vor dem Gespräch stellt sie sich als „Franzosen-Ableger-Kind“ vor.

Mir gegenüber zeigt sie sich als eine Person, die mit ihrer Geschichte mit Humor umgeht, diese gleichzeitig aber auch als einen Lebensabschnitt ansieht, der nicht abgeschlossen ist und noch hohe Bedeutung hat. Wie Elisabeth kennt sie den Namen ihres Vaters nur über Portraitfotos, die von ihr aufbewahrt wurden. Während Elisabeth beispielsweise nur über das Foto bisher erfolglose Nachforschungen über den Vater betrieb, besitzt Pauline darüber hinaus eine Adresse vermerkt in einem Brief an ihre Mutter.

Eine Gemeinsamkeit, welche Pauline mit allen interviewten Besatzungskindern teilt, war ein distanziertes Verhältnis zur Mutter und einen engen Kontakt mit den Großeltern. Die Distanz ist auch auf die räumliche Entfernung zurückzuführen, denn ihre Mutter fand nach der Besatzungszeit Arbeit in der Schweiz. Dieser Weggang wird durch die ökonomische Notwendigkeit der Arbeitssuche erklärt, aber auch durch soziale Gründe.

Interessant in diesem Zusammenhang ist, dass es bei allen befragten Besatzungskindern die Großeltern waren, die ein sehr inniges Verhältnis zu den Enkeln hatten und sie auch vor Hänseleien beschützten. Dieser Schutz schien sich nicht unbedingt auf die Töchter zu erstrecken, die teilweise sogar auswandern mussten. Gründe hierfür könnten darin liegen, dass man die Enkel als Kinder für „unschuldig“ am Verhalten ihrer Mutter hielt, oder die Mütter als erwachsene Frauen eigenverantwortlich sahen. Vielleicht war Schutz schlicht nicht möglich, oder wurde abgelehnt, schließlich existieren eine Vielzahl an Erklärungen für ein möglicherweise distanziertes Verhältnis, das ich nicht abschließend klären konnte.

Ja, eben, ich sag ja, als Kind... ich hab das nie gespürt. Außer von der Schule her. Und dann bin ich halt wieder zum Opa, um zu weinen und dann wird er halt raus [gegangen sein] um [für mich] zu streiten:

Jedenfalls schien seitens der Großeltern für die Besatzungskinder eine stärkere Form der Verantwortung als gegenüber ihren Töchtern übernommen worden zu sein. Aus den Gesprächen ist zu lesen, dass sich die Besatzungskinder zu den Großeltern besonders hingezogen gefühlt hatten, weil sie hier akzeptiert wurden und man sich, allem Anschein nach, bedingungslos auf ihre Seite stellte.

Das Fehlen der Mutter wird in der Erinnerungssequenz eines Besuchs in der Lungenheilstätte, in der Pauline als Kind aufgrund einer Erkrankung zur Kur war, erklärt:

[...] und wo ich in Natters gewesen bin, im Tirol, in der Lungenheilstätte, da kann ich mich einmal erinnern dass, dass man hat müssen nach draußen, weißt du, unter Dach hat man müssen liegen, nach dem Mittagessen, halt... ruhen, heißt das... und da ist ein Bühel runtergegangen und da ist die Mutter hochgekommen über den Bühel. Mich besuchen. Sie hat wollen mich besuchen und sie haben sie vorne beim Spital... beim Eingang nicht reingelassen weil's Ruhezeit gewesen ist, oder...

I: Mhm.

P: ... und sie hat gesagt: Ja, Herrgott, ich... von da ins Tirol hinein und dann noch mit dem Bus auf dieses Natters hinauf, das ist da nicht so einfach, man hat ja kein Auto gehabt...

I: Ja, ja.

P: ...und Geld auch nicht, dass man hat können ein Taxi und solches nehmen. Und da habe sie gedacht, jetzt geht sie rund ums Haus und kommt von unterhalb hoch. Und an das, an das... ich seh sie heute noch, wie sie dort hochkommt, über den... über den Bühel, um mich zu besuchen... Also, sie hat sich sicher auch gekümmert.

I: ...sie hat sich Mühe gegeben, ja.

P: ...um mich, aber halt, sie hat einfach müssen, den Leuten ausweichen [...]

Die Motivation hinter dieser Gesprächssequenz sehe ich darin, zu zeigen, dass der Mutter die eigene Tochter zwar wichtig, ein hoher sozialer Druck jedoch so übermächtig war, dass er ihre Anwesenheit während Paulines Kindheit verhinderte.

Die Notwendigkeit „den Leuten auszuweichen“ beschreibt dabei die Konsequenz eines gesellschaftlichen Klimas, das auch vonseiten der Besatzungskinder noch wahrgenommen wurde.

Das was mich halt unwahrscheinlich aufgeregt hat, das ist, in der Schule haben mich natürlich die Kinder, die Mitschüler stark gehänselt... die haben mich halt gefuchst, also halt... <<Franzosen-Zaggel>> ist das Wenigste gewesen noch, was ich dann zu hören bekommen habe, aber ich hab mich halt schon gewehrt, mit Händen und Füßen.

Pauline schreibt dem Umstand, „ledig“ geboren zu sein, für sich selbst größere Relevanz zu, als die ausländische Herkunft des Vaters:

I: Mhm... Wie stehen Sie zur Beziehung Ihrer Mutter mit einem Soldaten?

P: Das ist mir eigentlich... egal gewesen... Also da hab ich nie keine Schwierigkeiten gehabt. Es hat mich auch nie gestört, halt eben das, dass ich halt, dass man halt ledig gewesen ist [...]

In diesem Fall sind zwei Kriterien entscheidend dafür, wie und wodurch der Dialog im kommunikativen Gedächtnis beeinflusst wurde. Pauline sah sich in ihrer Kindheit dadurch, dass sie „ledig“ geboren wurde, als „anders“ als Kinder aus anderen Familienverhältnissen, was einem damaligen, gesellschaftlich geprägten Bild entsprach. Gleichzeitig war die Stigmatisierung ihrer Person durch den französischen Vater aufgrund dessen Herkunft zentral für Ungleichbehandlung und Ausgrenzung in Kindheit und Jugend. Die NachbarInnen verboten ihren Kindern beispielsweise den Umgang mit Pauline. Durch den Weggang der Mutter wurde eine direkte Konfrontation nicht verunmöglicht, aber wurde erschwert und auch die Großeltern schwiegen sich über Paulines Vater aus. Wir sprachen im Interview über den Kontext eines kürzlich erschienen Beitrags im Fernsehen, in dem auch die Franzosen mögliche Geschwister in Vorarlberg gesucht haben.

I: Mhm... und es gibt's dann von der anderen Seite auch, oder? Dass die... Franzosen dann noch einen Halbbruder gibt da... in Vorarlberg....

P: Auch, das habe ich auch schon gesehen im Fernsehen dann, da ist jemand, der dann sucht, ein Familiending...

I: Aber es ist genauso schwierig, dass auch da nachzuvollziehen. Weil halt vieles fehlt aus der Zeit.

P: Ja, ja. Und ja, verschwiegen worden ist auch.

I: Verschwiegen auch, ja.

P: Weil sie einfach nicht gesprochen haben [...]

Über zumindest drei Generationen wurde über Fragen der Herkunft nicht gesprochen im Sinne eines „Schweigens als Thematisierungsverzicht“, was Assmann wiederum mit den gesellschaftlichen Antreibern von Schuld und Scham assoziiert (Assmann 2013: 58; Hahn 2013: 44-45).

6.2.2. Anna

Anna ist Jahrgang 1946. Sie unterscheidet sich von den anderen hier vorgestellten Besatzungskindern dadurch, dass Objekte, die der transgenerationalen Erinnerung dienlich sind oder überhaupt helfen können, ein Bild einer unbekannten Person festzuhalten, bei ihr fehlen. Anna besitzt weder Fotografien noch Schriftstücke. In ihrer Erinnerung war ein Grund für diesen Mangel an objektbezogener Erinnerung der Wille ihres Stiefvaters:

A: Und sie hat auch Briefe gehabt. Dann hab ich gesagt, warum, du hast doch Briefe gehabt und wo sie geheiratet hat, hat sie müssen alle Briefe zerreißen und so...

I: Hat er das verlangt?

A: Ja, und so ist es meiner Freundin gegangen, das ist ein Marokkanerkind in Bregenz, die hat auch erzählt, die Mama hat Briefe zerrissen und es einfach in... den Abfallkübel hineingeworfen und... dann hat die Oma [der Freundin, Anm] einen Brief heraus und hat noch die Adresse weggeschnitten vom Brief und das hat ihr dann geholfen und die hat dann, mein Gott, die ist ein Jahr älter wie ich, die hat dann vor ein paar Jahren ihren Vater gefunden [...]. Aber auch nur, weil die Oma so raffiniert gewesen ist und aus dem Abfallkübel den Brief heraushat, den zerrissenen Brief und da war noch, da war noch grad noch so ein Stück der Absender drauf. Ja.

Die visuelle, materielle und auch narrative Absenz und das Fehlen von Erinnerung im Familienkontext war ein Umstand, den Anna als schmerzhaft empfand. Bis sie vier Jahre alt war, wohnte sie bei den Großeltern im inneren Montafon, eine Zeit, die sie als glücklich beschreibt. Sie sei das Lieblingskind des Großvaters gewesen, was sie unter anderem auch damit in Verbindung bringt, dass er grundsätzlich Franzosen gegenüber aufgeschlossen bis zugewandt gewesen wäre.

Dies sei, ähnlich Alberts Erzählung im vorangegangenen Kapitel, auf seine berufliche Tätigkeit als Maurer in Frankreich zurückzuführen. Mit vier Jahren wurde sie von der Mutter und dem Stiefvater „geholt“ und verließ das Tal, um in Grenznähe zur Schweiz in Vorarlberg zu leben, was dem Beruf des Stiefvaters als Zöllner entsprach.

Anna hat weder von den Großeltern noch von der Mutter in direkter Weise erfahren, dass sie einen französischen Vater hat. Stattdessen sind spätere Erzählungen von BewohnerInnen im Montafon wichtige Anhaltspunkte, die ihre Suche nach ihm begründen:

Das ist im Galgenul [Ortschaft im inneren Montafon, Anm.] und dort ist sie [die Mutter, Anm.] anscheinend viel gewesen und dann hat mir der N.K., der war damals, jetzt ist er leider gestorben, der war damals 10 Jahre, der hat gesagt, da ist er immer mit dem Pferd nach Schruns gekommen, der Soldat. Dann musste er das Pferd trocknen und ihm Futter geben. Anscheinend hat mein Vater im Hotel Taube gewohnt in Schruns. Ja, und dort haben anscheinend die höheren Soldaten gewohnt [...]

Für Anna sind dies die ersten narrativen Zugänge von anderen DorfbewohnerInnen, die sie mit ihrem Vater in Verbindung bringt. Dabei zeichnen die Erinnerungssequenzen aus zweiter Hand ein durchwegs positives Bild des absenten Vaters:

Und ich kann mich nur erinnern, wo ich dann so 13, 14 gewesen bin und ich dann in den Ferien gewesen bin im Montafon, da haben halt die alten Frauen immer gesagt: „Ma, das war so ein netter Mann gewesen, so ein Großer, ein Schöner“.

Anna habe den Namen des leiblichen Vaters zum ersten Mal auf einem offiziellen Dokument noch vor der Schulzeit gelesen, sie kann den Wortlaut jedoch nicht rekonstruieren. Im Unterschied zu Emil war sie der grundsätzlichen Existenz eines absenten Vaters aber dadurch offensichtlich früh gewahr.

Auf den Umstand, ein lediges Kind zu sein, wurde sowohl gegenüber der Mutter als auch der Tochter vom Stiefvater mit psychischer Gewalt reagiert.

Und die Mama war da sehr, sehr... hat nichts gesagt und ja, dann habe ich einen Stiefvater bekommen und ich habe dann schon bevor ich in die Schule gekommen bin lesen können und dann bin ich halt neugierig gewesen und dann hab ich halt gelesen, dass da ein französischer Name steht, aber ob der Name stimmt oder ob die Mama da nur etwas angegeben hat... auf jeden Fall, ich habe dann später vom Stiefvater immer gehört, dass ich halt ein „Hurenkind“ bin.

In dieser Erzählung ist ledig zu sein für die Diskriminierungserfahrung entscheidender, als Besatzungskind zu sein. Dies wird noch dadurch unterstrichen, dass die Zuschreibungen vom direkten familiären Umfeld stattfanden, dies aber von direkten NachbarInnen, anderen Kindern und SchulkameradInnen ausgeblieben ist. Gleichzeitig existierte ein Stiefvater, der sie zwar nicht adoptierte, aber durch das Verschweigen eines leiblichen Vaters den Anspruch der damaligen Familiennorm scheinbar erfüllte. Festzustellen war weiters, dass Anna mit vier Jahren die Talschaft verlassen hat, und die personenbezogenen Zuschreibungen, die gegenüber den anderen Müttern und später den Besatzungskindern geäußert wurden, im neuen gesellschaftlichen Kontext nicht gegeben waren.

Diese Zuschreibungen waren für gewöhnlich im sozialen Radius des Dorfes verortet, wobei in dem Fall der anderen hier befragten Besatzungskinder gesellschaftlich wahrgenommene „Verfehlungen“ als Erzählung über die Familie über zumindest zwei Generationen weitergegeben und aufbewahrt wurden.

Aufbauend auf den geführten Interviews lässt sich sagen, dass die Bewahrung der sozialen Übertretung im kollektiven Gedächtnis jedenfalls so lange geschieht, bis gesellschaftlicher Wandel die „Verfehlungen“ ins Gegenteil verkehrt oder obsolet werden lässt, oder die betroffenen Personen diesen Raum innerhalb dieser Zeitspanne verließen. Anna konnte keiner Stigmatisierung in G. begegnen, denn im Anschluss an ihren Umzug war weder bekannt, dass sie Besatzungskind noch unehelich geboren war.

Es war halt damals natürlich einfach ein Geheimnis, das habe ich damals nicht erfahren, und wenn es jemand gewusst hat, dann hat man's halt... verschleiert, so wie bei mir. Dort hat man immer gemeint, der Stiefvater ist mein Vater. Ich bin mit vier Jahren nach G. gekommen, oder, und der war dort an der Grenze, das hat ja niemand gewusst, der hat einfach ein vierjähriges Kind gehabt, oder? Fertig.

Dies spricht nur für die Situation nach dem Wohnortswechsel. Im Montafon dagegen, erinnert sich Anna, existierte durchaus ein Wissen um ihren Familienhintergrund:

[...] im Montafon haben sie alle gewusst, dass ich ein Franzosen-Kind bin. Es hat mich nachher schon gewundert, dass ein so enges Bergvolk da so tolerant eigentlich ist, oder? Es war nämlich nicht überall so, in den Bergen, in Vorarlberg, oder? [...] Aber das Galgenul [Ortschaft im inneren Montafon, Anm.] war relativ klein, oder, und ja, also ich habe nichts Schlechtes gehört und es hat mich niemand schlecht angedet. Sie sind alle sehr nett gewesen zu mir. Ja, und das hat mich eh gewundert. Weil ich habe aus dem Bregenzerwald [Region in Vorarlberg, Anm.] auch anderes gehört, oder?

An dieser Stelle offenbart sich ein markanter Unterschied zu Erzählungen der anderen befragten Besatzungskinder, die von negativen Erfahrungen im schulischen oder nachbarschaftlichen Umfeld erzählten. Dabei ist wichtig zu betonen, dass Elisabeth, Pauline und Emil im Montafon aufwuchsen, Annas Beziehung zum Tal sich jedoch bis zu ihrem derzeitigen Lebensstadium auf sporadische Besuche beschränkt.

Die Erinnerung zählt außerdem zu einer sehr frühen Lebenserfahrung, die mit späteren, einschneidenden Erlebnissen in der Familie kontrastiert wird. Für Anna war das dörfliche Gerede ein wichtiges Hilfsmittel, ein Bild des fehlenden Vaters zu zeichnen, da keine anderen Anhaltspunkte vorhanden waren. Die Stigmatisierung als generationenübergreifendes Relikt von Gerede gegenüber der Mutter in Form einer sozial maßregelnden Funktion war nicht gegeben. Stattdessen erlebte Anna dörfliches Gerede, nach Böhm, vor allem als Faktor der sozialen Kohäsion, im Sinne der notwendigen Information (2019: 253).

Anna spricht aber auch von einer generell stark ausgeprägten Toleranz, die im neuen schulischen Umfeld in G., nach dem Umzug, vorhanden gewesen wäre. Besonders relevant hierbei ist, dass Anna nicht das einzige Besatzungskind in ihrer Klasse war, und weiters vor allem ihr Bewusstsein über diesen Umstand.

Aus diesem Grund hatte die soziale Differenz zu KlassenkameradInnen eine scheinbar stärker ausgeprägte Normalität im Vergleich zu den anderen, hier vorgestellten Besatzungskindern, welche dieses Merkmal während ihrer Jugend mit niemanden teilten.

A: Und wir hatten einen Marokkaner-Bub in der Klasse mit Kraushaar und etwas dunkler... Kein Mensch aus der Klasse, weil von der 1. bis zur 4. Klasse sind wir zusammen gewesen, weil G. war auch ein kleines Dorf, da hat nicht, nicht einmal habe ich gehört, dass man den Bub blöde angesprochen hätte. Nicht einmal. Zumindest in der Klasse, von den Schülern, niemand.

I: Das ist toll. Das ist... zu der Zeit glaube ich nicht selbstverständlich. Es ist auch heute nicht selbstverständlich, aber... mhm, aber damals glaube ich noch weniger.

A: Da habe ich oft darüber nachgedacht, wenn sie gemobbt werden. Jetzt sagt man „mobbing“, oder? Mir wäre das sowieso nicht in den Sinn gekommen. Für mich ist es halt so einer gewesen, ja, er war halt ein bisschen dunkler und hat Kraushaar gehabt, aber auch in der Klasse, da hat man nie etwas gesagt [...]

Aus Annas Lebensgeschichte geht auch hervor, dass sie sich, im Unterschied zu den anderen befragten Personen im späteren Leben mit anderen Besatzungskindern in Kontakt befand, die teilweise ihre Väter gesucht und gefunden hatten.

I: Haben Sie denn sonst Kontakt gehabt mit... Sie haben, glaube ich gesagt, oder, Kontakt mit anderen Besatzungskindern?

A: Ja, dort in Feldkirch, zwei Zwillinge sind da gewesen, die haben dann den Vater gefunden an der... dort bei den Pyrenäen, also an der französisch-spanischen Grenze und dann hab ich halt noch zwei Marokkanerkinder, ja, einige! Da hab ich halt... Aber das waren Marokkaner-Kinder.

Diese oben angesprochene Differenz zu den anderen InterviewpartnerInnen lässt sich damit erklären, dass das Empfinden von Absenz des Vaters in der Kindheit bei Anna sehr viel ausgeprägter war. Die Ablehnung des Stiefvaters aufgrund des unehelichen Stigmas verstärkte den Wunsch nach einem „richtigen“ Vater.

Annas Leben wurde von der Suche begleitet und bestimmt:

I: Mhm. Aber erzählen Sie noch ein bisschen was von Ihrem Leben. Wie es dann weitergegangen ist.

A: Ja, ich habe dann ziemlich früh geheiratet und zwei Kinder bekommen und ja, ich bin eigentlich immer unrund gewesen.

I. Hat sie immer... beschäftigt. Hat Sie nie losgelassen.

A: Ich weiß es nicht, warum. Ich weiß es nicht so genau. Vielleicht ist es mit dem zusammengehängt, ich weiß es nicht. Ich bin einfach immer... ja, unglücklich gewesen. Einfach unzufrieden. Ich war immer auf der Suche nach irgendwas.

An dieser Stelle ist hervorzuheben, dass Anna, obwohl der leibliche Vater wichtiges Thema in ihrem Leben war, diese Tatsache selbst nicht verbal in die eigene Familie und die nächste Generation getragen hat. Dieses Schweigen ist Anna vonseiten der Mutter selbst widerfahren, wobei es sich bei der Art des Schweigens in diesem Fall um einen Thematisierungsverzicht, und nicht um einen Redeverzicht handelt (vgl. Hahn 2013: 43-44):

Mein Onkel hat mir einmal ein Foto gegeben, dann hat er gesagt, das hat er im Dachboden gefunden... Dann sag ich zur Mama: „Ist das vielleicht mein Vater?“, weil, mein Onkel war ja nicht da, der war in Kriegsgefangenschaft in Jugoslawien, oder, und dann sagt sie: „Ja“. Und das Foto habe ich, glaube ich, 25 Jahre herumgezogen... Dann habe ich mal den Neffen da gefragt, meinst du, da steht ein Name hinten, aber nur der Vorname: „Bernard“ ist gestanden. Ich glaube Mai `46 ist gewesen [Zeitpunkt der Foto-Aufnahme, Anm.] und dann nimmt er das Foto und dann kommt er einmal und sagt er, du ich habe deinen Vater [...] und dann hat er die Adresse und alles gehabt und dann haben wir... im Februar habe ich den Gedanken gehabt und er hat gesagt er kann erst zu Allerheiligen fahren und dann komm ich dorthin, wir sind zuerst zu dem Friedhof, dann hat es geheißen, das war ein reicher Bauunternehmer, es war ein Kaff, wars eigentlich und dann nachher sind wir in dieses Haus und dann schaut mich die Frau an und sagt: „Wie alt sind S... ah, welcher Jahrgang?“ Und dann hab ichs gesagt [...] und dann hat sie den Soldatenpass gebracht, ich hab das gar nicht gelesen und das hat sie halt meinem Neffen gegeben und dort ist drinnen gestanden, dass er dann und dann über Genf ausgereist ist, also demnach hat es nicht können mein Vater sein.

Die Weigerung der Mutter, auch auf wiederholte Nachfrage, über den leiblichen Vater zu sprechen, ist hier das Resultat eines bereits bestehenden, gesellschaftlichen Verbots der Rede durch Scham und Schuld (Assmann 2013: 58). In diesem Fall wurde die ständige Thematisierung dieser beiden Faktoren durch den Stiefvater explizit gemacht.

6.2.3. Emil

Emil ist Jahrgang 1946, und hat einen marokkanischen Vater. Bis zum 15. Lebensjahr wurde dieser Umstand nicht mit ihm geteilt. Der leibliche Vater war nach Erzählungen einer Bekanntschaft als Teil der kolonialen Truppen vom Montafon ins damalige Indochina (was heute Laos, Vietnam und Kambodscha entspricht) weiterversetzt worden, so konnte er den Mann nie kennenlernen. Emil hat als Erinnerungsstück ein Amulett, das eine Bekannte für ihn vom leiblichen Vater seit Abzug aufbewahrt hätte. Diese Tatsache lässt darauf schließen, dass der Vater Kenntnis über die Schwangerschaft hätte haben müssen, um das Amulett für Emil zu hinterlegen. Wie das Objekt in den Besitz dieser Person gelangt ist, geht aus den Erzählungen nicht hervor.

Zentral und eine Gemeinsamkeit mit den anderen hier vorgestellten Besatzungskindern, war eine enge Beziehung zur Großmutter. Als „Omas Junge“ wuchs Emil im Unterschied zu seinen Brüdern nicht im Elternhaus auf, sondern die meiste Zeit am Maiensäß bei seiner Großmutter, den er immer erst im Herbst, zum Almbtrieb, verließ. Obwohl er in der Großmutter eine starke und liebevolle Bezugsperson gefunden hatte, charakterisiert er diesen Ausschluss aus dem Familienverband seiner leiblichen Mutter bis ins Erwachsenenalter als Affront, und als teilweisen Grund für den losen Kontakt mit seinen Brüdern.

Emil gelang später eine große sportliche Karriere im Skilauf, die er rückblickend auf seine biographische Besonderheit als Besatzungskind und die daraus resultierenden Erfahrungen aus Kindheit und Jugend zurückführt. Diese war insbesondere dadurch gekennzeichnet, sich durch die dunklere Hautfarbe „anders“ zu fühlen als die anderen Kinder der Talschaft. Diese Verbindung streicht er sehr direkt und früh im Gespräch heraus:

E: [...] und ja, ich bin halt nie, kann ich sagen, vom Vater... umarmt worden und das habe ich gespürt, dass ich nicht, dann, wo ich es gewusst habe, dass ich nicht vom Vater das Kind bin. Also da habe ich gelitten drunter.

Ich habe dann auch früh mit dem Sport angefangen.

I: Ja, ja.

E: Und da habe ich mich dann auch gut etabliert, bin gut gewesen und wie gesagt... ich habe, wenn ich so auf Trainingslager gegangen bin, habe ich dann so 50 Schilling mitbekommen und habe dann auch erfahren, dass der Vater [Stiefvater, Anm.] immer ein Bild gehabt hat in seinem... er war Furnier bei einer großen Firma, bei K., und gezeigt hat: „Das ist mein Sohn“. Das ist dann, wo er gestorben ist, noch im Geldtäschchen gewesen, von mir ein Foto drinnen. Also, da hat er schon wieder einen Stolz gehabt.

I: Über den Sport dann...

E: Ja.

Emil hat einen älteren und einen jüngeren Bruder, dessen Existenz er als einen Beweis dafür nimmt, dass der Stiefvater als Kriegsrückkehrer der Mutter verziehen habe. Dies scheint ihn von einer existentiellen Schuld zu entbinden, was ihn „ruhiger“ hat werden lassen. An dieser Stelle sei noch einmal darauf verwiesen, dass gesellschaftliche Tabuisierung und soziales

Schweigen, nach Assmann, aus den zentralen Motiven von Schuld und Scham heraus entstehen (Assmann 2013: 58).

Auffällige Unterschiede im Umgang mit ihm und seinen Brüdern macht Emil neben dem Umstand, nicht im Elternhaus zu wohnen, über subtilere Hinweise fest. Die Unklarheit darüber, dass der angenommene Vater nicht der leibliche Vater war, macht dies zu Erinnerungssequenzen, die für ihn rückblickend, nach der Erkenntnis mit 15 Jahren, Besatzungskind zu sein einzuordnen sind und Sinn ergeben.

Und wenn der B.-[Familiename des Stiefvaters, Anm.] Vater da war [...], dann hab ich immer – damals hat man noch das Wasser außer Haus gehabt – dass mich die Mama geschickt hat: „Emil, geh das Wasser holen“, oder „geh in den Stall hinüber“, oder ich hab müssen, wenn der Vater dagewesen ist, immer viel mehr machen, als wie wenn er nicht da gewesen ist. Das ist mir nachher... hat mir eingeleuchtet, weil ich ja ein außereheliches Kind war und schon ein Junge dagewesen ist, vom B.-Vater und ich noch ein außereheliches Kind gewesen bin.

Diese Erfahrung überschneidet sich mit Paulines Betonung des „außerehelichen“-Stigmas. Bei Emil kommt weiters dazu, dass sich die dunkle Hautfarbe deutlich von anderen unterschied, was ihn, in Verbindung mit der Unkenntnis über die Gründe, zu der Schlussfolgerung führen musste, in einem grundsätzlicheren Sinne „anders“ zu sein.

I: Nein, mich hätte, eins hätte mich schon noch interessiert, aber... ob du das... eben, als Kind, wo du aufgewachsen bist, in der Schule, ob du das auch... ob sie dich geärgert haben.

E: Ja, gehänselt haben sie mich halt. „Wasch dich mal“, „Neger-Kind“

I: Aber nicht deswegen, weil ledig, weil du hast es ja nicht gewusst, bis 15.

E: Nein, ich habe es nicht gewusst. Und hör zu, ich bin dann aufgenommen worden. Ich hab gut springen können, ich hab gut Völkerball spielen können, alle haben mich wollen, im Team, zum Völkerball spielen.

Auffallend ist, dass Emil seine Karriere als Mittel zur Abgrenzung und gleichzeitig zur Zugehörigkeit zur sozialen Gruppe begreift.

Für ihn bedeutete sie auch vor allem eine späte Genugtuung. Während ihn seine Lebenswege im Berufskontext schnell nach Amerika und durch eine frühe Heirat für 15 Jahre nach Italien führten, kehrte er nach dieser Zeit wieder ins Montafon und „nach Hause“ zurück, wie er sagt. Von den Menschen in seinem frühen Umfeld grenzt er sich dadurch ab, dass er etwas tun konnte, was andere nicht konnten, wodurch er sich leisten konnte, was andere nicht hatten. Die Betonung lag auf einer harten Kindheit, die mit Leistung und Erfolg kompensiert wurde. Gleichzeitig war sportlicher Ehrgeiz auch immer ein Mittel zur Anerkennung, nicht nur innerhalb der Familie, sondern später auch in der gesamten Ortschaft.

6.2.4. Elisabeth

Elisabeth beschreibt sich selbst als „46'er Kind“ und stammt aus dem Montafon. Sie ist das Kind eines französischen Besatzungssoldaten, das Wissen über die Identität des Vaters ist aber, wie sie sagt, "verloren gegangen". Über den leiblichen Vater hatte die Mutter geschwiegen. Allerdings besitzt Elisabeth zwei Fotos, die mit einem Namen versehen sind. Elisabeth ist als ältestes, lediges Kind mit 5 Geschwistern aufgewachsen, zu denen sie eine gute Beziehung unterhält.

Eine von Elisabeths frühesten Erinnerungen gilt der Angst als eine Emotion, die, wie sie selbst sagt, von den Großeltern auf die Enkelin übertragen worden war. Dadurch hatte die Familie später über die Dauer der Besatzungszeit keinen weiteren Kontakt mit Franzosen, ihr wurde als Kind sogar vermittelt, nicht rauszugehen, wenn die Besatzungstruppe die Straße passierte.

I: Sonst hat die Familie auch keinen Kontakt gehabt.

E: Nein, gar nicht. Die haben gar nichts gehabt.

I: Weil, das klingt jetzt bei Ihnen schon so, als hätte man sich auch ein bisschen gefürchtet vor denen. Weil, sonst...

E: Ja. Ja. Ich glaube, das ist von Oma und Opa ausgegangen, weißt du.

I: Die haben sich gefürchtet.

E: Die haben sich wahrscheinlich gefürchtet. Darum ist das in mir drin gewesen. Es hat vielleicht geheißen, geh nicht raus, wann die kommen.

Diese Angst war durchaus berechtigt, dazu erzählt Albert aus der Kriegsgeneration von körperlichen und mentalen Repressalien, die er miterlebte. Damit wurden Personen bedacht, die im Verdacht standen, von brauner Gesinnung zu sein. Jakobs Vater beispielsweise wurde nach der Besetzung als Funktionär in der Partei in einem Lager in der nächsten Stadt interniert. Die Angst vor Repressalien war also real, da man sich dem einstigen Kriegsgegner gegenüber sah, und beständig. Vor diesem sozialen Hintergrund lässt sich diese Erinnerung lesen und einordnen.

Für Elisabeth muss die Angst vor den Franzosen eine ambivalente Erzählung ihrer Großeltern gewesen sein, denn sie war sich ihres französischen Vaters spätestens seit der Schulzeit über Hänseleien bewusst.

Ihre Hauptbezugsperson, wie bei vielen Kindern dieser Generation, war die Großmutter. Dies lag auch an der Heirat ihrer Mutter und an dem neuen Familienverhältnis, dem sie sich als lediges Kind nicht zugehörig gefühlt hatte.

E: [...] die Mama ist dann in der Uhrenfabrik, in der Uhrenfabrik hat sie gearbeitet, oder, und dann hat sie '51, hat sie geheiratet. Also ich bin grad 5 Jahre alt gewesen, hat sie geheiratet, den zweiten Mann... mit dem Anderen ist sie auch nicht verheiratet gewesen. Ich bin aber bei der Oma geblieben. Ich bin nicht mit der Mama mitgegangen.

I: Oh.

E: Nein, nein, das hätte nicht „floriert“. Also...

I: Sie wollten das. Bei der Oma bleiben.

E: ich habe bei der Oma bleiben wollen. Weil die Mama hat zugeheiratet, zur Schwiegermama, oder? Und das hätte sowieso nicht funktioniert, wenn da schon ein Kind da ist. Und ich hätte mich auch nicht wohl gefühlt, wenn die Mama einmal gesagt hat, bleib... schlaf oben. Das ist für mich eine Strafe gewesen [...]

Dies ist eine Erinnerungssequenz, die sich in ähnlicher Form auch bei Emil wiederfindet, wenngleich Elisabeth dies als bewusste Entscheidung ihrerseits beschreibt, während Emil die Einquartierung außerhalb des Elternhauses rückblickend als Ausschluss aus dem Familienkreis empfindet.

I: Hat das für Sie auch eine große Rolle gespielt, dass Sie den Vater nicht gekannt haben, oder war das wegen der Schule?

E: Ja, also... solange ich in die Schule gegangen bin, schon. Also das hat eine große Rolle gespielt. Man hat immer gefragt: „Ja, wo hast du den Vater?“

Ich hab immer gesagt: „Ich weiß es nicht, ich habe keinen Vater.“ Es ist schon eine harte Zeit, wenn man ohne Vater aufwächst. Wenn du weißt, wo der Vater ist, dann geht das, aber wenn du gar nichts weißt...

Obwohl sie ein gutes Verhältnis zu den Geschwistern beschreibt, ist das Fehlen ihres Vaters für Elisabeth ein Stigma, da es von der damaligen Normvorstellung von Familie abweicht.

6.3. Feldnotizen und Beobachtungen

Nach der individuellen Vorstellung der Besatzungskinder dient dieses Kapitel der Schilderung von Beobachtungen, die vor allem im Sinne der Anonymisierung der Befragten zuvor keinen Platz fanden und hier separat aufgeführt sind. Sie sind Teil des Forschungsmaterials, und haben vor allem emotionalen Wert, der nicht einer einzigen Person zugeordnet werden soll, sondern zum Teil übergreifend festgestellt wurde. Gleichzeitig sind sie Ergänzungen im Hinblick auf die zeitgemäße Relevanz des Forschungsthemas und bieten Hinweise auf die Gründe für die langandauernde Tabuisierung innerhalb der Familie sowie das Gerede innerhalb der Nachbarschaft.

Eines der befragten Besatzungskinder hat im näheren Familienkreis eine Cousine, die ebenfalls aus der Beziehung der Mutter mit einem Besatzungssoldaten stammte. Das führte zur familieninternen Vermutung, womöglich denselben Vater zu haben. Bis auf eine rudimentäre Konversation zwischen beiden kam es über diesen Umstand jedoch nie zum Austausch und die jüngst eingeleitete Suche, die von der Tochter des Besatzungskindes maßgeblich betrieben wurde, blieb bisher erfolglos.

Auch nach der Jahrtausendwende ist der Zugang zu Akten aus der Besatzungszeit restriktiv gehandhabt. Der Historiker Mag. Dr. Wolfgang W., der zur Besatzungszeit forschte und den ich bezüglich einer Archiveinsicht in französische Archive konsultierte, teilte mir mit, dass Kriegskinder in Frankreich kein grundsätzliches Anrecht auf Einsichtnahme in die Akten haben, die ihren Vater betreffen. Der Erfahrung von Wolfgang W. nach handelt es sich diesbezüglich um eine grundsätzliche Verweigerung, da es vor französischem Recht einen auf der Vaterschaft basierenden Anspruch auf einen Erbanteil geben könnte.

Diese Restriktion im Archivwesen war scheinbar auch der Fall, wenn der Name des leiblichen Vaters bekannt war.

Sogar Kindern, die von Erbkrankheiten betroffen gewesen waren, bei denen das patrilineare Genmaterial von Bedeutung zur Behandlung erschienen war, wurde teilweise die Information verweigert. In dem Fall eines der befragten Besatzungskinder machte man sich zum Beispiel über eine genetische Krankheit als Familienveranlagung auf die Suche nach dem Vater oder zumindest der französischen Familie. In diesem Fall war es die Tochter des Besatzungskindes, die diese Suche maßgeblich betrieb. Mit der betreffenden Tochter stand ich in Kontakt, wobei nicht ausschließlich die Erbkrankheit und die Behandlung derselben relevant schien, sondern auch die Möglichkeit verbesserter Forschungsmethoden zu den eigenen Ahnen, die Alimentationszahlungen rechtfertigen könnten. Dies ist ein anschauliches Beispiel dafür, wie stark das Phänomen Besatzungszeit mit zeitlicher und gesellschaftlicher Veränderung verknüpft ist und dass auch die gegenwärtig erweiterten Möglichkeiten der Wissenschaft eine zentrale Rolle spielen.

6.3.1. Die Briefe

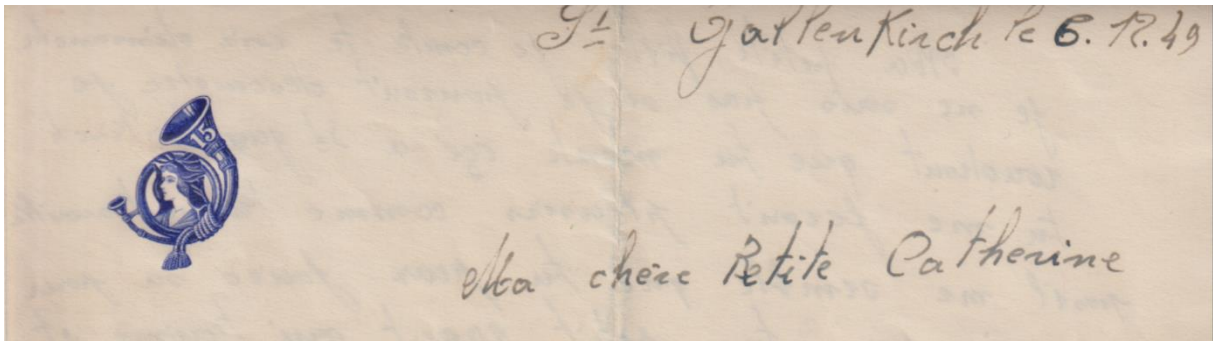


Abb. 7: Brief an die Mutter eines Besatzungskindes, vom 06.12.1949, Foto Verfasser

Die Briefe des französischen Vaters eines Besatzungskindes, die überaus sorgsam aufbewahrt worden sind, waren bis zum Zeitpunkt unseres Gesprächs nicht übersetzt worden. Aus diesem Grund hatte die Person über den genauen Inhalt zwar keine Kenntnis, war sich aber bereits sicher, es würde sich um „Schatzbriefe“ bzw. Liebesbriefe handeln. Briefe sind für die Rekonstruktion von Familiengeschichte wichtige Quellen, die mir auch in Gesprächen mit der „Generation danach“ begegneten. Darauf soll im Folgekapitel genauer eingegangen werden.

An dieser Stelle ist festzuhalten, dass durch Briefe zentrale Einblicke in Gedanken und Gefühle und Teile der Lebenswelten von Personen möglich werden, die aus der verbalen Erinnerung der Besatzungskinder anderweitig nicht zu rekonstruieren sind. Aus den Schriftstücken lassen sich auch Lebensbedingungen und -umstände der stationierten Soldaten ablesen. Gleichzeitig sind es höchst persönliche Objekte, an denen Erinnerung und Emotionen haften. Die Lektüre setzt damit auch ein hohes Maß an Vertrauen voraus.

Die Briefe waren Teil eines Konvoluts, das neben zwei Fotos des leiblichen Vaters eine Karte umfasste, auf der seine auf den Briefen vermerkte Adresse eingezeichnet war, sowie die Zeugnisse für erfolglose Versuche, den Vater über Institutionen ausfindig zu machen. Für die Beziehung zu der befragten Person und für den Forschungsprozess wurde relevant, dass ich die Briefe anschließend mithilfe von Bekannten übersetzen ließ.

Da mir die Mappe mit den originalen Briefen anvertraut wurde, führte dies neben neuen, sehr persönlichen Einsichten zu einer Form von wechselseitigem Vertrauen und Vertrautheit. Die Briefe schienen von hohem emotionalem Wert zu sein, die Lektüre der Übersetzung ein zutiefst persönlicher Akt, der nicht vor mir stattfand, sondern auf einen Zeitpunkt später, an dem die Person alleine sein konnte, verschoben wurde.

Die Briefe handeln von alltäglicher Routine im Soldatenalltag, und der Schwierigkeit, in diesen Abläufen Zeit füreinander zu finden. Sie erzählen auch von Freizeit, Alltag und Langeweile, was sich deckt mit den Interviews von ZeitzeugInnen, die von einer zunehmenden Beschäftigungslosigkeit der Soldaten berichten. Die Briefe thematisieren auch die Inhaftierung mehrerer Soldaten wegen eines Gasthausbesuchs, der von der französischen Militärverwaltung verboten war. Dies spricht für eine – anfänglich - sehr strenge Ahndung bei Regelverstößen innerhalb der Armee, gleichzeitig wurde die Durchsetzung nur lasch betrieben.

Grundsätzlich kann gesagt werden, dass, nach der Chronologie der Briefe zu urteilen, eine Normalisierung des Alltags und eine teilweise Integration ins örtliche Leben aufseiten der Soldaten eingesetzt haben dürfte. Diese reichen von der Inhaftierung von Soldaten für den Gasthausbesuch im Dezember 1948 bis zum gemeinsamen Skifahren mit Kameraden 1950, eine Beschäftigung, was auch heute noch ein zentraler ökonomischer Faktor innerhalb der Talschaft darstellt (Hessenberger/Kasper 2020: 299).

Aus den Briefen geht weiters hervor, dass sich andere Mitglieder des französischen Armeeregiments gegen die Verbindung zwischen der Mutter des Besatzungskindes und dem Soldaten ausgesprochen hatten. Ob von der Obrigkeit oder von einem Gleichrangigen, lässt sich nicht eruieren. Die Beziehung schien sich jedoch über zumindest ein Jahr gehalten zu haben. Die Wünsche an die Eltern und die Schwester des Besatzungskindes schließen jeden Brief mit Ausnahme des ersten im Jahr 1948, was eine gewisse Akzeptanz vonseiten der Familie vermuten lässt.

Die Briefe des leiblichen Vaters sprechen auch von der möglichen Entscheidung für eine gemeinsame Zukunft. Der letzte Brief ist mit 18. Jänner 1950 datiert und liegt damit rund ein Jahr vor der Geburt des befragten Besatzungskindes.

Über die Schwangerschaft war der Vater nach den Briefen zu urteilen informiert. Aus einem Brief geht hervor, dass sich die junge Montafonerin an die Mutter des Besatzungssoldaten R. im Juli 1951 gewandt hat, sowohl mit der Bitte um materielle Unterstützung als auch Auskunft über den Verbleib und das Wohlergehen von R. Dieser Kontaktversuch blieb unbeantwortet.

6.4. Die Generation danach

Mit der „Generation danach“ sind die Kinder der Besatzungskinder gemeint, die von der Abwertung, die Besatzungskindern widerfahren ist, nicht mehr direkt betroffen waren. Gleichzeitig sind sie durch Erinnerungen und Narrationen der Großeltern und der Eltern mit den Wertmaßstäben, Stigmatisierungen und Diskriminierungen der Vergangenheit verbunden. Das Gespräch mit einem Kind eines Besatzungskindes wurde als Teil einer perspektivischen Erweiterung des Mehrgenerationen-Dialogs geführt, um festzustellen, was sich an Erinnerung, in impliziter oder expliziter Form, bis in diese Generation erhalten hat.

Zu diesem Zweck wurde ein Gespräch mit Martin, dessen Vater von einem marokkanischen Soldaten abstammt, geführt. Martin ist Jahrgang 1970. Er wuchs nicht bei seinem Vater Peter auf, sondern mit seiner Schwester bei seiner Großmutter mütterlicherseits. Vom marokkanischen Großvater weiß er, dass dieser zur Zeit der Beziehung zu seiner Großmutter nahe Lyon lebte, was sich auch über Briefverkehr rekonstruieren lässt. Zu Beginn ist anzumerken, dass diese Erzählung als einzige nicht im Raum Montafon verortet ist, sondern in der nahegelegenen Stadt, wobei sich Martin in seiner Jugend in einem Stadtteil verortet sieht, der aufgrund einer sozialen Enge und räumlichen Separierung den Charakteristiken des Mikrokosmos Dorf zugerechnet werden kann.

In dieser Generation scheinen, da die direkte Zeitzeugenschaft fehlt, materielle Reminiszenzen noch wichtiger. So sind auch hier, ähnlich wie bei Pauline, Briefe erhalten, die der marokkanische Besatzungssoldat an Martins Großmutter geschrieben hatte. Diese Schriftstücke wurden zufällig beim Abbruch des Elternhauses entdeckt, dann innerhalb der Familie sorgsam aufbewahrt und sind heute im Besitz der Schwester. Der Schwager des Großvaters half in diesem Fall bezüglich der Übersetzung vom Französischen in die deutsche

Sprache. Ein Foto, das sich nicht bei Martin befindet, existiert ebenfalls. Martin war es wichtig, mir anschließend an unser Gespräch die Briefe seines Großvaters zu übermitteln, um die Erzählung zu komplettieren. Gleichzeitig sind es auch nachträgliche Belege, dass die Beziehung seiner Großeltern einerseits auf Einverständnis und Liebe beruhte und andererseits das Wissen um die Existenz eines gemeinsamen Kindes und ein Interesse am Wohlergehen des Sohnes vorhanden war.

Meine Oma hat dann einen Schriftverkehr gehabt mit dem Vater, mit dem leiblichen also von meinem Vater, also vom Besatzer. Und meine Schwester hat dann auch Briefe, also wo das Haus abgebrochen wurde, sind dann Briefe zutage gekommen, die sind jetzt [...] bei meiner Schwester und da ist herausgekommen, dass das doch eine, eine Liebesbeziehung war.

Dies bestätigt auch die Entwicklung der Beziehung nach der Besatzungszeit, in der der marokkanische Soldat von Martins Großmutter in Lyon besucht, und eine Zeit lang sogar ein Umzug in Erwägung gezogen wurde.

Nicht irgendwie, wie man meint, eine Vergewaltigung oder was weiß ich was, sondern das war doch Zuneigung und meine Oma war auch einmal dort bei der Schwiegermutter in Frankreich, in Lyon, und hat dann... und er wollte eigentlich, dass sie nach Frankreich zieht. Sie hat dann auch Französisch gelernt, hat Kurse gemacht, was ungewöhnlich war, da gibt es auch noch Belege dafür, die hat meine Schwester [...]

Obwohl der Umzug letzten Endes nicht zustande kam, sieht Martin die Motivation für diese Planung nicht in einer Flucht vor sozialen Repressalien und Zuschreibungen, die in anderen Gesprächen mit Besatzungskindern eine Rolle spielten, sondern explizit in der „Zuneigung füreinander“. Die Beziehung wurde schließlich von der Großmutter beendet, die einen anderen Mann heiratete, der, wie Martin beschreibt, „sie so nimmt mit Kind und allem und hat das [die Beziehung, Anm.], dann glaube ich von ihr aus beendet.“

Martin beschreibt die mittlerweile verstorbene Großmutter insgesamt als eine „resolute“ Persönlichkeit, die ein soziales Stigma durch „ihren Freundeskreis, den sie sich aufgebaut hat“ teilweise abschütteln konnte. Mit sozialen Ächtungen war sie aber durchaus konfrontiert. Dies geht unter anderem aus einem Schriftverkehr und Informationen von Martins Großmutter mütterlicherseits hervor:

Es gibt... auch Anfeindungen an meinen [nicht leiblichen, Anm.] Opa, also an den neuen Mann von der Oma, wo ihm ein Kollege geradeheraus sagt, warum er sich abgibt mit so einer „Marokkanerhure“, also relativ forsch... Und dann gibt es auch den Retourbrief, woher dass der kommt, keine Ahnung, wo der Opa dann verteidigt, der neue Mann von meiner Oma... wo er dann gesagt hat: „Weil ich sie liebe“.

Es ist bezeichnend, dass sich Martins nicht-leiblicher Großvater für seine Beziehung vor seinen Kollegen rechtfertigen musste, das Wissen um die vorangegangene Partnerschaft der Mutter war demnach gegeben und die Stigmatisierung ein langanhaltendes Thema. Dieser Großvater adoptierte Martins Vater schließlich, wobei die Beziehung zum Besatzungskind sowie zu Martin in der nächsten Generation nicht besonders gut gewesen wäre. Was der nicht leibliche Großvater väterlicherseits in Bezug auf Martins Vater als Scheitern im Leben empfand, führte er spät auf die Herkunft eben des leiblichen Großvaters zurück:

Nein, hm. Und sonst, vom Vater, wie gesagt, ein Foto gibt's, die Frau vom Papa müsste das drinnen haben im Haus, Schriftverkehr, sonst haben wir nichts. Eine Adresse existiert und ein verbitterter Vater, wo... wo halt das nicht so verarbeiten hat können, wie er es, oder.. mit einer sehr dominanten Mama, später und einem Stiefvater, der ihn spät spüren hat lassen, dass er halt doch ein „Tschusch“ ist, oder, sonst hätte er es zu etwas gebracht.

Über den Ursprung des Wortes „Tschusch“ existieren etymologisch mehrere Theorien, im vor allem oberösterreichischen Sprachgebrauch ist es jedoch eine abwertende Bezeichnung für die Herkunft aus einem südosteuropäischen oder einem Land im Orient (Kubiak 2017: 88).

Martin verwendet es als Verdeutlichung, dass „Marokkaner“ zu sein, für den nicht leiblichen Großvater gleichbedeutend war wie ein vererbtes soziales Scheitern, wenngleich Motive wie Eifersucht dabei durchaus eine Rolle gespielt haben können. Abwertungen von diesem Mann erfuhren auch Martin und dessen Schwester, die er nur „wenn die Oma nicht hingeschaut hat“, mit „Verschwindet, verschwindet“ bedachte, wenn sie bei ihm auf Besuch waren.

Allerdings habe sich die Großmutter väterlicherseits, welche die sexuelle Beziehung mit dem marokkanischen Großvater eingegangen war, als resolute Persönlichkeit stets schützend vor die Enkelkinder gestellt. Negative Erinnerungen, tiefsitzende Ressentiments und Stigmata über drei Generationen erhielten sich insbesondere im Familienkontext leichter, da sowohl Martin als auch sein Vater teilweise der Ausdruck einer Erinnerung an eine Normverletzung aus der Besatzungszeit sind. Für Martins Vater Peter erwies sich Erinnerung als ein Umstand, der ihm ein zufriedenes Leben vereitelt hatte.

Lyon den 9. 12. 46

mein liebster Poswika.

Ich habe schon zwei Briefe von dir bekommen und ich habe noch nicht
antwortet. Ich bin schuldig ja.

Ich mache jetzt. Ich glaube das ist nicht später.

Ich möchte gern zu dir kommen, aber ich kann nicht, das ist
unmöglich. Das ist erst zu weit und ich habe zu viel Geld
nach Österreich fahren. Weist du, bin ich ein klein Arbeiter und ich
behalte nicht viel Geld und zweite das ist für uns Franzosen
nach Österreich fahren verboten.

Ich habe gehört das du Könnte nach Frankreich fahren, ist das
Recht? Wahrscheinlich kannst du besser wie ich

Willst du fragen wenn kannst du zu mir kommen hier beim
den Franzosen Polizei.

Ich bedaure sehr das du so lange warten zu mir aber ich habe
zwei mal gefragt wenn Könnte ich nach Österreich fahren.
Aber die Polizei hat "nein" antworten.

Abb. 8: Ausschnitt eines Briefes von Martins leiblichen Großvater, vom 09.12.1946

Martins Wissen über die Besatzer stammt außerdem aus Erzählungen aus dem familiären Umfeld, die nicht von der entsprechenden Großmutter selbst, sondern von der Großmutter mütterlicherseits erfolgten und negativ konnotiert waren:

I: Und sie hat das aber... also, nur, wenn ich das richtig gehört habe, sie hat das auch nicht, sie hat auch nicht über den Mann geredet?

M: Nein. Nein, hat sie nicht. Also sie ist 2000 gestorben, da war ich 30, hm, nein. Das habe ich alles immer über Umw... über die zweite Oma, das war immer so die Flüsterin.

I: Aha.

M: Die hat gesagt: „du weißt schon, dass der da... und der hat da oben... und der ist dann da raufgegangen in den Wald, die Mädchen, und da haben sie es dann getrieben, die Leute“, also die hat da überhaupt kein, die hat überhaupt keine Hemmungen gehabt uns 10-jährigen Kindern diese Geschichten reinzudrücken.

Aus dieser Erinnerungssequenz spricht bereits eine innerfamiliäre Stigmatisierung und die Abwertung, die Martins Vater seitens der Familie seiner Frau erfahren hat.

Stigmatisierungen waren demzufolge in der Generation der Besatzungskinder sehr stark ausgeprägt, und setzen sich bis zu einem gewissen Grad in die Nachfolgegeneration fort.

Der Umstand, dass gerade die andere Großmutter dies auf diese Weise thematisiert, scheint bemerkenswert, wobei davon auszugehen ist, dass sie über die Abstammung von Martins Vater Kenntnis hatte. Dies war auch durch äußerliche Hinweise auffallend. So ist diese Erfahrung hier als Ausdruck einer gesellschaftlichen Norm einzuordnen, die diese sexuellen Beziehungen insgesamt als „Fehlverhalten“ betrachtete.

Also da hat sich unsere zweite Oma ausgerichtet: <<die [Mädchen, Anm.] haben da oben ihre Spielchen gespielt mit den Soldaten oder so.>> So hat sie uns das erzählt. Aber der Vater wäre jetzt nicht so dunkel geraten, wenn es ein... Franzose gewesen wäre, oder, also ich glaube schon, dass das gestimmt hat, was die Oma gesagt hat. Die Bissige, nicht die andere.

Aus Martins Erfahrung lässt sich schließen, dass sein Vater Peter auch seitens der Familie der Schwiegermutter kaum Akzeptanz erfahren hätte können. Diese Erinnerung ist ein Beleg dafür, dass innerhalb der Familie und innerhalb der Nachbarschaft – da alle Familienmitglieder im näheren Umfeld verortet waren – über die Beziehung mit den marokkanischen Soldaten geredet wurde und diese abschätzig betrachtet worden war.

Baur-Timmerbrink schreibt außerdem von der spürbaren Außenseiterrolle von Besatzungskindern in Familien insbesondere dann, wenn es noch weitere Kinder neben dem unehelich geborenen gab. So hätten diese Geschwister mehr Aufmerksamkeit bekommen, weniger Kritik erfahren und hätten Zugang zu einer besseren Schulausbildung erhalten (Baur-Timmerbrink 2015: 78). Das deckt sich nicht mit allen Erzählungen der Besatzungskinder, findet sich jedoch gehäuft bei Emil und in gewisser Form auch bei Elisabeth, und auch in der Nacherzählung von Martin in der Folgegeneration.

[...] auch der Vater in seiner Jugend, er hat halt nicht viel Glück gehabt, sagen wir es einmal so. Erst einmal war er anders, weil er dunkel war. Oder? Ich schlag jetzt eher der Mama nach. Und zweitens hat er... eigentlich eine Schule machen wollen und man hat ihn dann eine Lehre machen lassen, eine Maurerlehre beim Onkel und... das hat er schon ein bisschen übelgenommen, dass alle anderen, Halbgeschwister vom zweiten Mann von der Oma, dann halt Gymnasium gemacht haben oder was weiß ich, eine zweite Schule gemacht haben, HAK oder irgendwas und er irgendwie hängen geblieben ist, obwohl er gerne Elektrotechnik und so weiter gemacht hätte, aber das hat man ihm nicht ermöglicht. Und das beschäftigt ihn glaube ich bis heute [...].

Stigmatisierungen vonseiten der Dorfgemeinschaft spielten zudem sowohl bei der Großmutter als auch bei Martins Vater in abgewandelter Form über zwei Generationen hinweg eine Rolle.

Und damals, hab ich mir sagen lassen, war es eben, eine Schande halt, dass man unverheiratet erstens einmal ein Kind hat und dann von einem Besatzer sowieso und da hast du nachher schnell einmal den Namen gehabt „Marokkanerhure“ bei uns. Und auch aus Erzählungen weiß ich, dass man ihn da „Marokkanerkind“ genannt hat und schon ein bisschen gemobbt hat, also von den Schulkollegen.

Für Martin selbst erweist sich der Familienzweig in seinem derzeitigen Leben nicht mehr als mit Stigmatisierungen behaftet. Dies beschreibt er damit, bei seinem Vater wäre relevant gewesen, dass er „erst einmal anders [war], weil er dunkel war [...]“.

Martin erklärt sich weiters seine eigenen, grundsätzlich anderen Erfahrungen damit, dass „[er] jetzt eher der Mama nachschlage“. Martin führt die Stigmatisierungen seiner Großmutter und seines Vaters auf eine sozialräumliche Enge in der Ortschaft R. zurück.

Hier verweist er selbst auch auf einen Wandel im Gesellschaftsbild, der über die Generationen stattgefunden hat und zu unterschiedlichen lebensgeschichtlichen Erfahrungen führte. Ausschlaggebend also sind dabei der Ortsverband, der als einengend empfunden wird, sowie der Faktor Zeit. An diesem Punkt kommt eine weitere, in diesem Fall erzählte, und nicht miterlebte Erinnerungssequenz hinzu, die als Parallele auch in Gesprächen mit der Kriegsgeneration und den Besatzungskindern wiederzufinden ist. Dies betrifft die nationalsozialistische Vergangenheit, die gegenüber den französischen Besatzern versteckt und „vergraben“ werden musste, sich jedoch in gemeinsamer Schuld und im Wissen über die Tätigkeit von Mitgliedern der Dorfgemeinschaft in kollektiver Furcht vor der Entdeckung durch die Franzosen erhalten hat.

I: Okay. Und hast du was erlebt vonseiten der Nachbarschaft, hat man da irgendwas gewusst, oder irgendwas gesagt?

M: Nein, eigentlich überhaupt nichts. Mh, also wir haben überhaupt keine Nachteile gehabt, oder, dass wir da irgendwie.... Nein, also das war damals glaube ich schon ein bisschen entspannter in den 70er Jahren, weißt du, da ist schon viel Gras drüber gewachsen... Da hat man noch ab und zu, wenn man eine Gülle-Grube ausgegraben hat, hat man halt noch eine Hitler-Büste rausgeholt, die man dann versenkt hat, als die Besatzer gekommen sind, oder so. Hat man gewusst, welche Gesinnung die Vorfahren gehabt haben.

Das Mehrgenerationen-Gespräch betreffend kann an dieser Stelle gesagt werden, dass aus meinem Interviewmaterial deutlich erkennbar ist, dass innerhalb dieser beiden Generationen, vom Standpunkt der Besatzungskinder als auch der Folgegeneration, kaum direkter Dialog über die Familiengeschichte in den Familien stattfand.

Oftmals war es der äußere Anreiz des Aufrufs des Heimatmuseums, der überhaupt die Kommunikation über die eigene Herkunft initiierte. Ergänzend muss gesagt werden, dass es bei Pauline und Elisabeth die jeweiligen Töchter waren, die ihre Mütter zum Gespräch bewogen hatten, was zumindest ein Bewusstsein über den Familienzweig voraussetzte. Die verbale Kommunikation war das entscheidende fehlende Element in der Auseinandersetzung.

Bei Martin ist grundsätzliches Interesse zwar vorhanden, dies ging jedoch nicht so weit, ein Gespräch mit dem Vater über den leiblichen Großvater zu führen oder sich gar selbst in dritter Generation auf die Suche zu begeben. Für die Suche auf eigene Veranlassung beschreibt er sich zum Zeitpunkt, an dem diese noch möglich gewesen wäre, als zu jung. Auch sein Vater hat nie einen Kontaktversuch unternommen. Dem liegt Martin zufolge ein Mangel an Initiative zugrunde.

I: Mhm. Also, du hättest ihn gern kennengelernt. Auch den normalen Opa.

M: Meinen, Opa? Ja, also ich hätte ihn schon gern kennengelernt, doch, wenn er da gewesen wäre. Ich meine, in den 70er Jahren wäre es noch nicht zu spät gewesen, oder... Nicht? Da ist es noch nicht so lange her gewesen, in den 80ern wäre es auch gegangen... Jetzt ist es... jetzt ist nicht mehr möglich, also er wird jetzt nicht grad 100 Jahre alt sein.

[...]

M: Die Oma hätte es ihm [dem Vater, Anm.] sicher nicht verwehrt, dass er einen Kontakt hat mit dem Vater, oder? Aber er hats nicht in die Hand genommen [...].

Gleichzeitig führt der Vater Martin gegenüber ein eigenes, vom ihm derartig empfundenes, fehlendes Lebensglück auf die Absenz des Vaters zurück.

Dies wäre mit einem Mangel an Offenheit und Toleranz vonseiten seiner Familie, insbesondere durch seinen Stiefvater und die Bevorzugung seiner Halbbrüder, einhergegangen.

Ich meine, da sind die anderen Sachen, wo ich jetzt gesagt hab, sind da vielleicht noch dazugekommen aber, aber... es vergeht nicht eine Woche wenn er da draußen hockt: „ja, mein scheiß Vater“, oder so. Dann sag ich: „Vater, du bist 75 Jahre alt, lass es einmal hinter dir.“

Martin sieht die Erinnerungen seines Vaters offensichtlich nicht als Teil und Ressource seiner eigenen Identität. Wenn er über die Erinnerungen seiner älteren Familienmitglieder, über Großmutter und Vater, spricht, betont er, dass diese Erinnerungen ihnen zugehörig und damit nicht seine eigenen sind. Dies ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass emotionale Anknüpfungspunkte an diese Erinnerungen nicht vorhanden sind.

Wertsch schlägt dazu eine Differenzierung in „Beherrschung“ und „Aneignung“ im Umgang mit historischen Narrativen vor: Die Beherrschung von Narrativen der Vergangenheit setzt voraus, sich ihrer bewusst zu sein, sie aber auch nach Belieben argumentativ einzusetzen, um die Gründe und Hintergründe für die Entstehung derselben nachzuvollziehen. Aneignung dagegen bedeutet für Wertsch, Erzählungen über die Vergangenheit, die bei ihm als „kulturelle Werkzeuge“ beschrieben sind, sich selbst zu eigen zu machen, oder das Narrativ mit einem „persönlichen Sinn“ zu versehen (Wertsch 2002: 120).

Unter diesem Gesichtspunkt kann Martins Interview und der Generationenübergang in der Erinnerung analysiert werden. Martin bezieht sich zwar auf die Folgen der Erfahrungen für seinen Vater, kontextualisiert diese aber mit seinen eigenen Erinnerungen, zum Beispiel, sich zu bestimmten Verhaltensweisen wie Alkoholismus in seinem Leben nicht hingezogen gefühlt zu haben. Abwertungen, die an Martins Vater gerichtet waren, müssen, den Erzählungen seiner Großmutter mütterlicherseits nach, auch seitens dieses Familienzweigs erfolgt und Teil der Sozialisationsgeschichte von Martins Vater gewesen sein.

Martin grenzt sich damit nicht direkt vom sozialen Gruppengedächtnis seines Vaters ab, sieht jedoch bestimmte gesellschaftliche Werte und Normen, die den Vater in seiner Lebensgeschichte noch beeinflussten, für sich selbst nicht länger als gültig an.

[...] mich hat es nie so beschäftigt, ich hab dann immer eher Witzchen gemacht, oder, wenn mich die Leute gefragt haben: „Was bist du? Hast du Migrationshintergrund?“, hab ich gesagt: „ja, eigentlich schon, bin ich ein viertel Franzos-Afrikaner, darum bin ich ja auch so dunkel“, was ja genau gegenteilig ist

Dies zeugt von einem massiven Wandel in den Bewertungskriterien der Gesellschaft. Was für seinen Vater noch mit einer elementaren Verletzung und Einschränkung seiner Lebensperspektiven einherging, ist für Martin zum Zeitpunkt des Gesprächs keineswegs ähnlich negativ behaftet. Für ihn spielte die Familiengeschichte seitens der männlichen Verwandtschaft außerhalb der Familie keine Rolle mehr.

7. Gespräch zwischen den Generationen

Bei der Auseinandersetzung mit den Inhalten der Interviews fallen zwei Aspekte auf, die voneinander abzugrenzen sind. Für die meisten Besatzungskinder war das Stigma des „unehelichen“ Kindes zentral. Bei einer Person nahm der spätere Ehemann der Mutter auch zur Wahrung der damaligen normativen Vorstellung von Familie die Rolle des Vaters ein, ohne das Besatzungschild offiziell zu adoptieren. Gleichzeitig gab es die historische Komponente der Abstammung von einem Franzosen oder Marokkaner, die entweder äußerlich ersichtlich, oder über die Kenntnis der Familiengeschichte über zwei Generationen scham- und schuldbesetzt war.

Die gesellschaftlich geahndeten Übertretungen der sexuellen Normen durch die Frauen, die dadurch zu Müttern wurden, findet sich in den Stigmata ihrer Kinder wieder. Dies setzte Letztere auch einer Form des „Generalverdachts“ aus, für sexuelle Normübertretungen besonders anfällig zu sein:

I: Ah, das ist der Stiefvater gewesen, okay. Mhm...

A: Und... ja, der war äußerst, äußerst streng mit mir. Vielleicht hab ich ihn hinterher, hab ich mir gedacht, vielleicht hat er auch gedacht, ich werde so wie die Mama, weil er ja einmal gesagt hat, wenn ich ein lediges Kind bekomme, haut er mich mitsamt der Mutter die Stiege hinunter, also... Ja.

Diese Form der psychischen Gewalt begegnete der Mutter wie der Tochter als massive Verletzung und als ein bestimmendes, zerstörerisches Element zumindest im Leben Letzterer. Das Besatzungschild betonte die Suche nach ihrem richtigen Vater als ein wichtiges Thema ihrer Existenz und erwähnte mir gegenüber, sie glaube, eher einen „Vater gesucht zu haben als einen [Ehe]mann“.

Im Generationenvergleich war unter anderem die Familienhistorie dafür entscheidend, wie den Besatzungssoldaten begegnet worden war. In der Kriegsgeneration spielt die Erfahrung der Großeltern noch eine Rolle, die teilweise im Elsass als LohnarbeiterInnen ein Auskommen gefunden hatten. In der unmittelbaren Nachkriegszeit ist die nationalsozialistische Verstrickung der Familie entscheidend, deren Mitglieder dafür teilweise physischen Repressionen ausgesetzt waren, oder inhaftiert wurden. Das führte zur Zeit der Besatzung zu gesellschaftlichen, mentalen Vorbehalten der französischen Armee gegenüber, was wiederum ein Narrativ bestärkte, die Beziehungen mit Besatzungssoldaten zu ächten.

Das Alter der jeweiligen Personen ist für die Perspektive, aus der erinnert wird, zentral. So erinnert Jakob, der die Besatzungszeit als Kind erlebte, ein positives Bild von den kinderfreundlichen marokkanischen Soldaten und überwiegend negative Erfahrungen mit den nachrückenden Franzosen. Diese pflegten in seiner Erinnerung unter der männlichen Bevölkerung keine Freundschaften, während Albert als junger Erwachsener mit einzelnen Mitgliedern der französischen Gebirgsjäger durchaus freundschaftlich verbunden war. Hier kommen noch einmal die vergangenen Erfahrungen der Familienmitglieder zum Ausdruck, welches Familien den Franzosen grundsätzlich als zugewandter zeichnete, oder aber in Opposition zu diesen brachte.

Gesamthaft kann gesagt werden, dass der Übergang von der nationalsozialistischen Vergangenheit in die Besatzungszeit mit dem Programm der Entnazifizierung kein reibungsloser, eindeutiger Prozess war.

Die Langlebigkeit von Zuschreibungen lässt sich unter anderem daraus ablesen, dass der Dialog zwischen den Müttern und den Besatzungskindern bei meinen InterviewpartnerInnen ausgeblieben ist oder einseitig verweigert wurde. Diesen Besatzungskindern gemeinsam ist ein distanziertes Verhältnis zur Mutter und ein Naheverhältnis zu den Großeltern. Pauline, Anna, Emil und Elisabeth stimmen in dem Aspekt überein, dass sie über die Identität des Mannes französischer oder marokkanischer Herkunft, auch auf wiederholte Nachfrage, weitgehend im Unklaren gelassen wurden.

Zum einen blieb die transgenerationale Kommunikation auf Grund einer Schuld- und Schamzuweisung vonseiten der ortsansässigen Gemeinschaft aus, zum anderen aufgrund der physischen Abwesenheit der Mutter, die Arbeit zum Teil außer Landes gefunden hatte. Das Aufwachsen bei den Großeltern ist für die damalige Zeit nicht ungewöhnlich, allerdings sahen die befragten Besatzungskinder selbst die Gründe für die weitgehende Abwesenheit der Mutter neben ökonomischen auch in den oben genannten sozialen Faktoren.

Die Differenzerfahrung, mit der ein Teil der Besatzungskinder verbal früh konfrontiert wurde, war primär ein Nachhall aus der vorangegangenen Generation, wobei das Verhältnis zwischen Besatzer und Besetzten, Kriegserfahrungen und katholisch geprägten Normvorstellungen von Familie eine Rolle spielten. Mein Interviewmaterial lässt den Schluss zu, dass über zumindest über zwei Generationen hinweg die Aggression der Besiegten in Aggression gegenüber jungen Frauen, die in Verbindung mit den Franzosen standen, umgesetzt worden war.

Auffallend war, dass, obwohl sich das Thema des fehlenden Vaters auch heute noch als hochgradig relevant für die betreffenden Personen erweist, allfällige vorhandene Informationen über den französischen und marokkanischen Familienzweig von den befragten Besatzungskindern wiederum nicht mit den eigenen Kindern geteilt wurde. Gleichzeitig muss gesagt werden, dass in zwei Fällen die Töchter treibende Kräfte waren, welche die Mütter für den Aufruf des Heimatmuseums sensibilisierten.

Offensichtlich war ein Wissen um das Elternteil als Besatzungskind durchaus vorhanden, es wurde jedoch nur sehr selten explizit und direkt im Familienkontext thematisiert. Das Ausbleiben von Erinnerungstransfer ist jedoch nicht gleichzusetzen mit Vergessen. Filippucci spricht von Kriegserinnerungen als „charged silences“, die weitergegeben werden an die jüngere Generation trotz dem Schweigen, das diese Erinnerungen umgibt, und sieht darin „gap[s] to be filled by imagination and emotion“ (Filippucci 2010: 171).

In den Lebensgeschichten manifestierten sich unterschiedliche Umgangsformen mit der Absenz im Familiengedächtnis. Auch von den Großeltern der Interviewten wurde die Identität des Vaters nicht thematisiert.

Spürbar wurde die eigene Abstammung für diese vor allem aus den gesellschaftlichen Stigmata, denen die Besatzungskinder ausgesetzt waren. Diese essentialistische Stigmatisierung ging auf unterschiedliche historische, rassistisch-nationale Ideologien zurück, die teilweisen hostilen Beziehungen zwischen Besatzern und Besetzten, die Bestrafung der Mütter für eine Verletzung der sozialen Norm und das Abweichen vom Familienideal durch das uneheliche Kind. Dass Frauen die sexuelle Verbindung zu Marokkanern oder Franzosen zuließen, war daher anhaltend schuld- und schambesetzt. Dies trug zu einer gesellschaftlichen Tabuisierung in der Generation der Mütter bei, was sich, aufbauend aus den Erkenntnissen der Gespräche, auf ihre Kinder auswirkte, indem sie dies wiederum nicht in der eigenen, späteren Familie thematisierten.

8. Conclusio

In den Schlussfolgerungen zu dieser Arbeit möchte ich betonen, dass es sich bei den Positionen zur eigenen Lebensgeschichte, welche die Befragten einnahmen, um das Ergebnis eines Erinnerungsprozesses auf mehreren Ebenen handelt. Die Erkenntnisse über die lokale Erinnerung, die in dieser Arbeit gewonnen wurden, kommen nicht zuletzt auf Grundlage der Widersprüche zustande, die sich zwischen folgenden Strukturebenen ergeben haben:

Zunächst existiert die Ebene der offiziellen Geschichtsschreibung, welche in Bezug auf Vorarlberg überliefert, dass, im Unterschied zu anderen Besatzungsmächten, die Annäherung von französischen Besatzungssoldaten und ortsansässigen Frauen erlaubt war. Für die Ebene der lokalen Erinnerung dagegen, die sich diesbezüglich abgrenzen lässt, war das Gerede vor Ort entscheidend, aber auch das Familiengedächtnis, für das zumindest die Generation der Eltern und der Großeltern maßgeblich war. Schließlich ist die Ebene der individuellen Erinnerung, die mit mir in Gesprächen geteilt wurde, eine Zusammensetzung aus Stigmatisierung und Ausgrenzung sowie den Folgen der Absenz des Vaters oder der Eltern im Familiengedächtnis für das eigene Leben.

Die individuelle Erinnerung ist somit von der sozialen Ebene als der Ebene der lokalen Erinnerung nicht zu trennen, sondern in einer ursächlichen Verbindung mit dieser verwoben.

Vor diesem Hintergrund lässt sich sehr gut herausarbeiten, was Maurice Halbwachs bereits früh formulierte: Die Gegenwart ist für das Gruppengedächtnis (oben als lokale Erinnerung bezeichnet) bedeutsamer als die Vergangenheit. Sie bestimmt, wann und mit wem gesprochen wird als Voraussetzung dafür, wann und mit wem gemeinsam erinnert werden darf. Die Besatzungskinder waren durch die ihrem Leben vorangegangene Ächtung der Partnerschaft ihrer Eltern von diesem Erinnerungsdiallog zumindest im familiären Rahmen ausgenommen. Ihrem Bedürfnis nach Wissen um Herkunft und Vater mussten sie sich aufgrund des Schweigens der Generationen mühsam annähern, indem sie sich an Erinnerungen der NachbarInnen oder Objekte der Erinnerung zu halten hatten.

Es kann lohnend sein, mitzudenken, was eine eventuelle Öffnung der französischen Archive für die Forschung zur Besatzungszeit bedeuten kann. Jedenfalls wäre damit eine neu eröffnete Perspektive für WissenschaftlerInnen für neue Fragestellungen geschaffen, aber auch für Betroffene, die sich aus unterschiedlichen Gründen auf der Suche nach der unbekannten Verwandtschaft befinden, um mit ihr in Kontakt zu treten.

Das letzte Gespräch, das ich mit den Besatzungskindern führte, war am 5. Oktober 2021 im Rahmen eines organisierten Erzählabends, welcher die von mir befragten Besatzungskinder noch einmal zusammenbringen sollte. Für dieses Gruppengespräch hatte ich während der Interviews immer wieder nach Bereitschaft gefragt, und war bis zuletzt unsicher, ob sich die Besatzungskinder diesem Abend stellen wollten. Tatsächlich nahmen drei InterviewpartnerInnen teil, von einer Person erhielt ich eine Woche später eine Karte, in der sie die Absage damit erklärte, sie würde unter ihrer Geschichte zu sehr leiden.

Das zeigt die hohe Emotionalität und die Wichtigkeit und Reichhaltigkeit, sich mit den Erinnerungen der Besatzungskinder zu beschäftigen. Dies nicht nur für den Forschenden in diesem Fall, sondern für die Personen selbst, die auf diese Weise zusammenfanden. Die drei TeilnehmerInnen an diesem Erzählabend kannten sich zuvor nicht.

Eine ausgeprägte Neugier mit anderen Menschen die Momente ihrer eigenen Geschichte zu teilen war für die Besatzungskinder einer der Beweggründe, diese Gelegenheit zu nutzen. In dem Gespräch wurden Erinnerungen geäußert, die bereits in meinen Interviews zentral waren, andere ausgelassen, wieder andere wurden erst durch die fast identen Jahrgänge und die ähnlichen Umstände des Aufwachsens hervorgebracht.

Das Interesse an diesem Gruppengespräch bedeutete für mich drei zentrale Einsichten: Erstens belegt es das jahrzehntelange Schweigen, welches eine Geschichte von gesellschaftlich erlebter Schuld und Scham mit sich gebracht hat. Zweitens spricht es für den Stellenwert und die Emotionalität, welches dieses Thema für die betreffenden Personen hat, was impliziert, dass es geteilte biographische Momente mit gemeinsamen Mustern sind, mit denen sich diese Forschung auseinandersetzt. Drittens bedeutet es, die Nicht-Abgeschlossenheit eines Erinnerungsvorganges und damit auch eines Forschungsprojekts anzuerkennen. Dies regt für weitere Auseinandersetzung an.

An dieser Stelle soll noch einmal das Schweigen als ein zu beforschendes Gegenüber betont werden. Das Schweigen, das mir begegnete, war vielgestaltig. Es begegnete mir in der Beschreibung des Erfahrenen, es begegnete mir in der Verweigerung von Antwort, es begegnete mir auch im Thematisierungsverzicht gerade durch Sprache: Es begegnete mir, wo das Gespräch stockend wurde, und gerade, wo es emotional und detailreich wurde. Denn das Schweigen zu benennen, erwies sich als schwierig. Jahrzehntelanges Schweigen hinterlässt Spuren. Gleichzeitig ist Schweigen nicht gleichbedeutend mit dem Ausbleiben von Kommunikation (vgl. Hahn 2013). Schweigen öffnet immer Leerstellen, wie sie Filippucci beschreibt (2010), die unweigerlich gefüllt werden: In dieser Forschung nehmen die lokale Erzählung und die gesellschaftlichen Umstände, Normen und Narrative oftmals die Rolle ein, diese Räume zu füllen, wodurch sich die Erzählung der Besatzungskinder, vom Standpunkt der Gegenwart aus, aus vielen Quellen zusammensetzt.

Das Schweigen war weiters ein beidseitiges Phänomen, denn für diese Geschichte gab es meist keinen Raum oder eine Verdrängung innerhalb der späteren Familien der Besatzungskinder für diesen Aspekt im eigenen Leben. Dadurch blieb die Geschichte der befragten Besatzungskinder zum großen Teil lange nicht erzählt, was teilweise die Emotionalität hinter den Gesprächen erklärt. Hier möchte ich noch einmal darauf hinweisen, dass die Verschiebung im Wertekodex der Gesellschaft maßgeblich dafür ist, verbalisierte Erinnerung zuzulassen.

Das Schweigen bestimmt auch den Prozess des Schreibens, wobei mir das Problem der Benennung und Anerkennung des Schweigens bewusst wurde. Anstatt ihm auszuweichen, oder es füllen zu wollen, wenn es für die Befragten lebensbestimmend war, möchte ich hoffen, dass das Schweigen in dieser Arbeit für sich steht. Ich versuchte immer wieder auf diesen schwierigen Begleiter rückzuführen und das Schweigen zwischen den Zeilen in den Gesprächen durchblicken zu lassen. Damit ist die Nicht-Abgeschlossenheit des Forschungsprojekts gemeint, aber auch die Akzeptanz des Nicht-Abzuschließenden.

Letztlich bot die Arbeit mit Biografien Einblicke, die zuweilen belastend und ungemein bereichernd waren, aber eben nur Einblicke und kein vollständiges Bild.

Biografien sind geprägt durch den Kontext ihrer sozialen Genese, aber auch Ausdruck von einzigartigen Persönlichkeiten und Lebenswegen. Durch die Spezialisierung auf Erinnerung ist die Basis der Auseinandersetzung selektiv, und persönlich. Nichtsdestotrotz sind die Einblicke nicht nur von individueller Strahl- und Aussagekraft. Denn Erinnerungen sind immer eingefärbt von gesellschaftlichen Prozessen und werden in Raum und Zeit verortet, da immer wieder Rückbezüge zum Mikrokosmos Dorf und der Historie gesucht und hergestellt wurden. Sowohl die Offenheit wie das Vertrauen meiner GesprächspartnerInnen haben diese Einsichten ermöglicht.

9. Literaturverzeichnis

Angerer, Thomas. 1994. „Besatzung, Entfernung... Integration? Grundlagen der politischen Beziehungen zwischen Frankreich und Österreich seit 1938/45.“ In *Frankreich-Österreich: Wechselseitige Wahrnehmung und wechselseitiger Einfluss seit 1918*, hg. von Friedrich Koja, und Otto Pfersmann, 82-103. Wien: Böhlau Verlag.

Annuß, Evelyn; Jähnert, Gabriele; Kalff, Sabine und Regine Othmer. 2015. „Einleitung: Nationalsozialismus und Geschlecht: Räume – Selbstzeugnisse – Erinnerungen.“ *Feministische Studien* 33 (2): 171-176.

Antze, Paul, und Lambek, Michael. 1996. *Cultural Essays in Trauma and Memory*. New York: Routledge.

Archibald, Robert R. 2002. „A Personal History of Memory.“ In *Social memory and history: anthropological perspectives*, hg. von Jacob J. Climo, 65-80. Walnut Creek, Calif.: AltaMira Press.

Assmann, Aleida. 1993. *Schrift und Gedächtnis: Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation*. München: Fink.

Assmann, Aleida. 1999. *Erinnerungsräume: Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München: Beck.

Assmann, Aleida. 2013. „Formen des Schweigens.“ In *Schweigen: Archäologie der literarischen Kommunikation XI*, hg. von Aleida Assmann, und Jan Assmann. 51-69. München: Wilhelm Fink Verlag.

Atkinson, Robert. 1998. „The Life Story Interview: Planning the Interview.“ *SAGE Research Methods Online*. 22-39. <https://doi.org/10.4135/9781412986205>.

Bauer, Ingrid. 2001. „Leiblicher Vater: Amerikaner (Neger): Besatzungskinder österreichisch-afroamerikanischer Herkunft.“ In *Früchte der Zeit*, hg. von Helmut A. Niederle. Wien: WUV-Univ.-Verlag.

- Baur-Timmerbrink, Ute. 2015. *Wir Besatzungskinder: Töchter und Söhne alliierter Soldaten erzählen*. Berlin: Christoph Links Verlag.
- Bartlett, Frederic C. 1995. *Remembering: a study in experimental and social psychology*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Besnier, Niko. 2009. *Gossip and the Everyday Production of Politics*. Honolulu: University of Hawaii Press.
- Binder, Beate und Sabine Hess. 2011. „Intersektionalität aus der Perspektive der europäischen Ethnologie.“ In *Intersektionalität revisited: Empirische, theoretische und methodische Erkundungen*, hg. von Sabine Hess, Nikola Langreiter, und Elisabeth Timm, 15-54. Bielefeld: transcript Verlag.
- Boehm, Christopher. 2019. “Gossip and Reputation in Small Scale Societies: A View from Evolutionary Anthropology” In *The Oxford Handbook of Gossip and Reputation*, hg. von Francesca Giardini, und Rafael Wittek: 253-275. New York: Oxford University Press.
- Bogner, Arthur, und Gabriele Rosenthal. 2017. „Biographien – Diskurse – Figurationen.“, In *Biographie und Diskurs: Methodisches Vorgehen und Methodologische Verbindungen*, hg. von Tina Spies, und Elisabeth Tuider, 43-67. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Cattell, Maria, und Jacob Climo. 2002. “Introduction: Meaning in Social Memory and History: Anthropological Perspectives” In *Social Memory and History: Anthropological Perspectives*, hg. von Jacob Climo, und Maria Cattell. Oxford: Altamira Press.
- Clifford, James, und George Marcus. 1986. *Writing culture: the poetics and politics of ethnography*. A School of American Research advanced seminar. Seminar held in Santa Fe, N.M. April 1984. Berkely, Calif.: Univ. of California Press.
- Connerton, Paul. 1989. *How Societies Remember*. New York: Cambridge University Press.
- Cusack, Carmen M. 2015. *Hair and Justice: Sociolegal Significance of Hair in Criminal Justice, Constitutional Law, and Public Policy*. Springfield: Charles C. Thomas Publisher, Ltd.

Czech, Herwig. 2007. „Vorwiegend negerische Rassenmerkmale“. AfrikanerInnen und farbige „Mischlinge“ im Nationalsozialismus.“ In *Von Soliman zu Omofuma*, hg. von Walter Sauer, 155-175. Innsbruck: Studienverlag.

Dausien, Bettina. 2015. „Repräsentation und Konstruktion. Lebensgeschichte und Biographie in der empirischen Geschlechterforschung.“ In *LebensBilder: Leben und Subjektivität in neueren Ansätzen der Gender Studies*. Bielefeld: transcript Verlag.

Dressel, Gert, und Michael Mitterauer. 2015. *Historische Anthropologie: Eine Einführung*. Köln: Böhlau Verlag.

Edwards, Elizabeth. 1999. „Photographs as Objects of Memory.“ In *Material Memories*, hg. von Marius Kwint, Christopher Breward, und Jeremy Aynsley, 221-236. Oxford: Berg.

Eisterer, Klaus. 1991. *Französische Besatzungspolitik: Tirol und Vorarlberg 1945/46*. Innsbruck: Haymon-Verlag.

Eisterer, Klaus. 1993. „Fraternisierung 1945.“ *Dornbirner Schriften* (14): 21-33.

Feurstein, Christian. 2012. „Die Wirtschaft des Montafons im 19. Und 20. Jahrhundert.“ In *Montafon 4 Bevölkerung – Wirtschaft: Das lange 20. Jahrhundert*, hg. von Norbert Schnetzer, und Wolfgang Weber, 46-85. Dornbirn: VVA.

Filippucci, Paola. 2010. „In a Ruined Country: Place and the Memory of War Destruction in Argonne (France).“ In *Remembering Violence: Anthropological Perspectives on Intergenerational Transmission*, hg. von Nicolas Argenti, und Katharina Schramm. New York: Berghahn Books.

Freeman, Mark. 2010. „Telling Stories: Memory and Narrative.“ In *Memory: Histories, Theories, Debates*, hg. von Susannah Radstone, und Bill Schwarz, 263-278. New York: Fordham University Press.

Frietsch, Elke, und Christina Herkommer. 2015. *Nationalsozialismus und Geschlecht: Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, „Rasse“ und Sexualität im „Dritten Reich“ und nach 1945*. Bielefeld: transcript Verlag.

- Frevert, Ute. 2017. *Die Politik der Demütigung: Schauplätze von Macht und Ohnmacht*. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag.
- Giardini, Francesca, und Rafael Wittek. 2019. „Introduction: Gossip and Reputation – A Multidisciplinary Research Program.” In *The Oxford Handbook of Gossip and Reputation*, hg. von Francesca Giardini, und Rafael Wittek. New York: Oxford University Press.
- Gupta, Akhil, und James Ferguson. 1997. *Culture, Power, Place: Explorations in Critical Anthropology*. Durham: Duke University Press.
- Gries, Rainer. 2015. „Les Enfants d’État: Französische Besatzungskinder in Deutschland.” In *Besatzungskinder*, hg. von Stelzl-Marx, Barbara und Satjukow, Silke, 380-407. Köln: Böhlau.
- Hahn, Alois. 2013. „Schweigen, Verschweigen, Wegschauen und Verhüllen.” In *Schweigen: Archäologie der literarischen Kommunikation XI*, hg. von Aleida Assmann, und Jan Assmann. 29-51. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Hall, Stuart. 1994. *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2*. Hamburg: Argument Verlag.
- Hallam, Elizabeth/Hockey, Jenny. 2001: *Death, memory and material culture*. Oxford: Berg.
- Hessenberger, Edith, und Michael Kasper. 2020. *Willkommen im Montafon: Tourismusgeschichte eines Alpentaales*. Universitätsverlag Wagner.
- Hegarty, Marilyn E. 2008. *Victory girls, khaki-wackies, and patriotutes: the regulation of female sexuality during World War II*. New York: New York University Press.
- Huber, Renate. 1996. „*I säg al, ma heat vergessa höra schaffa...*”: *Alltagsleben von Frauen in Vorarlberg während der französischen Besatzungszeit 1945 – 1953 anhand lebensgeschichtlicher Interviews*. Dipl.-Arbeit Universität Salzburg.
- Huber, Renate. 2004. *Identität in Bewegung: Zwischen Zugehörigkeit und Differenz Vorarlberg 1945-1965*. Innsbruck: Studienverlag.
- Kaiser, Marie; Eichhorn, Svenja; Kuwert, Philipp und Heide Glaesmer. 2015. „Psychosoziale Konsequenzen des Aufwachsens als Besatzungskind in Deutschland.” In *Besatzungskinder*:

Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland, hg. von Barbara Stelzl-Marx, und Silke Satjukow, 39-61. Köln: Böhlau.

Klöckler, Jürgen. 1996. „Quellen zu Österreichs Nachkriegsgeschichte in französischen Archiven: Tirol, Vorarlberg und Wien nach dem Zweiten Weltkrieg.“ *Montfort Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs* 48 (1): 5-82.

Kubiak, Pawel. 2017. „Ethnophaulismen in translatorischer Perspektive“ *Glottodidactica*: 44 (1): 77-96.

Kwint, Marius. 1999. „Introduction: The Physical Past.“ In *Material Memories: Design and Evocation (Materializing Culture)*, hg. von Marius Kwint, Christopher Breward, und Jeremy Aynsley, 1-17. Oxford: Berg.

Leach, Edmund. 1982. *Social Anthropology*. Glasgow: Fontana Paperbacks.

Lechhab, Hamid. 2007. „Marokkanische Besatzungskinder in Vorarlberg nach 1945.“ In *Von Soliman zu Omofuma*, hg. von Walter Sauer. 177-185. Innsbruck; Wien: Studienverlag.

Limburger, Iris. 2010. „Die Rheinlandbesetzung nach dem Ersten Weltkrieg. Leben unter alliierter Besatzungsherrschaft in Köln und der Eifel, 1918-1926.“ *Geschichte in Köln* 57 (1): 93-118.

Löffler, Christina. 2007. *Die Rolle und Bedeutung der Frau im Nationalsozialismus: Antifeminismus oder moderne Emanzipationsförderung?* Saarbrücken: VDM – Verlag Müller.

Mutombo, Clément. 2012. *Parianismus! : der Fall der „Kriegskinder“ in Vorarlberg; zwischen Feindschaft und Partnerschaft (1946-1955)*. Frankfurt am Main: Lang.

Okely, Judith. 1992. „Anthropology and autobiography: participatory experience and embodied knowledge“ In *Anthropology and Autobiography*, hg. von Judith Okeley, und Helen Callaway, 1-29. London: Routledge.

Olick, Jeffrey K., und Joyce Robbins. 1998. *Social Memory Studies: From “Collective Memory” to the Historical Sociology of Mnemonic Practices*. Palo Alto: Annual Reviews Inc.

Malinowski, Bronislaw. 1978. *Argonauts of the Western Pacific. an account of native enterprise and adventure in the archipelagoes of Melanesian New Guinea*. London: Routledge & Kegan.

Nora, Pierre. 1998. *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.

Palmberger, Monika. 2016. *How Generations Remember: Conflicting Histories and Shared Memories in Post-War Bosnia and Herzegovina*. London: Palgrave Macmillan.

Passerini, Luisa. 2003. "Memories between silence and oblivion." In *Contested Pasts: The politics of memory*, hg. von Katharina Hodgkin, und Susannah Radstone. New York: Routledge.

Pichler, Meinrad. 2012. *Nationalsozialismus in Vorarlberg: Opfer, Täter, Gegner*. Wien: Studienverlag.

Porpaczy, Barbara. 2002. *Frankreich – Österreich 1945-1960. Kulturpolitik und Identität*. Innsbruck: Studienverlag.

Radstone, Susannah, und Katharine Hodgkin. 2003. „Regimes of memory: an introduction” In *Regimes of memory*, hg. von Katharine Hodgkin, und Susannah, Radstone, 1-22. London, New York: Routledge.

Rosenblatt, Paul C. 1995. „Ethics of qualitative interviewing with grieving families.” *Death studies* 19 (2): 139-155.

Rosenthal, Gabriele. 2005. „Die Biographie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte.” In *Biographieforschung im Diskurs*, hg. von Bettina Völter et al., 46-65. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Sökefeld, Martin. 2002. „Feld ohne Ferne: Reflexionen über ethnologische Forschung „zu Hause“ – in Hamburg zum Beispiel.” *Ethnoscripts* 4 (1): 82-96.

Stelzl-Marx, Barbara. 2015. „Kinder sowjetischer Besatzungssoldaten in Österreich.” In *Besatzungskinder: Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland*, hg. von Barbara Stelzl-Marx, und Silke Satjukow, 93-135. Köln: Böhlau.

- Strathern, Marilyn. 1987. "The limits of auto-anthropology." In *Anthropology at Home*, hg. von Anthony Jackson, 16-28. London: Tavistock Publications.
- Spies, Tina. 2017. „Subjektpositionen und Positionierungen im Diskurs.“ In *Biographie und Diskurs: Methodisches Vorgehen und Methodologische Verbindungen*, hg. von Tina Spies und Elisabeth Tuiider, 69-90. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Unruh, David R. 1983. „Death and Personal History: Strategies of Identity Preservation.“ *Societal problems* 30 (3): 340-351.
- Vansina, Jan. M. 1985. *Oral Tradition as History*. Madison: University of Wisconsin Press.
- Von Benzon, Nadia. 2019. „Conclusion.“ In *Intersectionality and difference in childhood and youth: global perspectives*, hg. von Nadia von Benzon, und Catherine Wilkinson, 213-218. London: Routledge.
- Weber, Wolfgang. 1997. "Die Kleinen henkt man, die Großen lässt man laufen: Auszüge zur Vorarlberger Landesgeschichte am Beginn der Zweiten Republik." *Montfort* 49 (4): 373-390.
- Welzer, Jakob. 2010. "Re-narrations: How past change in conversational remembering." *Memory Studies* 3 (1): 5-17.
- Wertsch, James V. 2002. *Voices of Collective Remembering*. Cambridge, New York: Cambridge University Press.
- West, William N. 2003. „No endless monument: artificial memory and memorial artifact in early modern England.“ In *Regimes of Memory*, hg. von Susannah Radstone, und Katharine Hodgkin, 61-75. London, New York: Routledge.
- Winker, Gabriele und Nina Degele. 2015. *Intersektionalität: Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: transcript Verlag.

Interviews:

Interview Elisabeth B. 2021. Persönliches Interview am 29.04.2021. Montafon.

Interview Emil B. 2021. Persönliches Interview am 11.06.2021. Montafon.

Interview Pauline G. 2021. Persönliches Interview am 23.04.2021. Montafon.

Interview Anna L. 2021. Persönliches Interview am 02.06.2021. Feldkirch.

Interview Sophia R. 2021. Persönliches Interview am 24.09.2021. Nähe Mulhouse.

Interview Martin S. 2021. Persönliches Interview am 09.06.2021. Bludenz.

Interview Albert T. 2021. Persönliches Interview am 03.06.2021. Bregenz.

Interview Jakob W. 2021. Persönliches Interview am 07.06.2021. Montafon.

Internetquellen:

Michael Kasper. o.J. "Kriegsende und Befreiung 1945.", Zugriffen am 30. Juni 2022.

<https://stand-montafon.at/kultur-wissenschaft/neuigkeiten/kriegsende-und-befreiung-1945>

De Peyronnet-Dryden, Florence und Matthias Nuding. 2014. „Archive in Frankreich.“

Zugriffen am 01.08.2022. <https://doi.org/10.4000/ifha.7877>.

Bibliofrance. 2010. „De Colmar à la Courneuve.“ Zugriffen am 01.08.2022.

<http://www.bibliofrance.org/index.php/ressources/archives-et-archivistes/113-de-colmar-pour-la-courneuve>.

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: „Brief des Vaters eines Besatzungskindes“, vom 14.12.1946, Foto Verfasser, 30.06.2021

Abb. 2: „Gedenkstein an den Soldaten Bergev André aus der Kompanie 6^e *bataillon de chasseurs alpins*, verunglückt 1948 in Bludenz in direkter Nachbarschaft“, Foto Verfasser, 03.01.2022

Abb. 3: Frevert Ute. 2017. *Die Politik der Demütigung: Schauplätze von Macht und Ohnmacht*. Frankfurt am Main: Fischer, 72.

Abb. 4: Kopie Heimatmuseum Schruns. 1946. „Urteil des Französischen Militärgerichts: Verhandlung des Einfachen Gerichtes der Militärregierung vom 20.12.1946“, 08.06.2021.

Abb. 5: Albert T. 1946. „Fotographie Sophia und K. im Tanz mit französischen Besatzungssoldaten.“ Interview vom 03.06.2021.

Abb. 6: Gabriel R. Fotografie Familie Sophia, 1964 „wo sie zum ersten Mal den [französischen] Pass gehabt hat“, Interview vom 24.09.2021, Quelle d. Fotografie: Gabriel R., 24.09.2021.

Abb. 7: „Brief an die Mutter eines Besatzungskindes“, vom 06.12.1949, Foto Verfasser, 30.04.2021

Abb. 8: Martin S., „Meine liebe Roswitha“ Ausschnitt eines Briefes von Martins leiblichen Großvater, vom 09.12.1946, Foto Verfasser, 09.06.202

ABSTRACT

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit der kollektiven Erinnerung an die Besatzungszeit in einem Tal des südlichen Vorarlbergs. Als vorrangiger perspektivischer Standpunkt ist jener von Besatzungskindern aus dieser Zeit gewählt. Die Erinnerung ist dabei im mehrgenerationalen Zyklus der Familienerzählung verhaftet, die in Wechselwirkung mit der sozialen Wirklichkeit des ruralen Raumes einer Dorfgemeinschaft in Nachkriegsösterreich steht. Ein weiteres Analysekriterium stellen die Erinnerungen der Elterngeneration der Besatzungskinder dar, welche die Rezeption der Lebenserfahrungen ihrer Folgegenerationen beeinflussten.

Die Besatzungskinder, die in der Betrachtung zu Wort kommen, haben ein Bild ihres Vaters ausschließlich ausgehend von sekundären, nicht selten außerfamiliären Erinnerungsquellen erhalten. Gleichzeitig war es gerade der Aspekt ihrer Identität als uneheliche Besatzungskinder eines französischen oder marokkanischen Vaters zusammen mit damaligen, normativen Vorstellungen von sexuellen Überschreitungen seitens der Mütter, die die Grundlage für eine ausgeprägte Diskriminierungserfahrung war. Teilweise wurden dadurch markante Unterbrechungen in der Weitergabe von transgenerationaler Erinnerung bedingt. Die Bruchstellen in der Familienerzählung sind häufig die schweigende Erinnerung oder das erinnerte Schweigen, das mit seiner Präsenz einen Ausgangspunkt der Analyse bildet. Ein besonderer Fokus liegt auf den Widersprüchen, die sich auf der Grundlage der Analyse von offizieller Geschichtswissenschaft, lokaler Erinnerung und Familienerzählung ergeben haben. Die Differenzierung zwischen der Erinnerung an die Vergangenheit und gegenwärtig erinnelter Erzählung wird untersucht und betont durch den sozialen Kontext ihrer Genese. Die Dichotomie zwischen sozialer, kollektiver und in diesem Fall lokaler Erinnerung und Familienerinnerung soll aufgelöst werden zugunsten einer wechselseitigen, interaktiven und lebendigen Beziehung beider Ebenen.

ABSTRACT

This study is concerned with the collective memory of the time of occupation in the southern part of Vorarlberg. The analysis is primarily seen from the perspective of the children born to soldiers of the occupational French army. Their memory is rooted in the generational cycle of family history, which in turn is influenced by social reality in a rural community during post-war Austria. Further focal points of analysis are the memories of the parental generation of these children, which in turn marked the reception of lifetime experiences of the next generations.

The children of occupational soldiers who tell their life stories are only able to recall a picture of the missing father through the eyes and memories of others. At the same time, it was this part of their identity as being an illegitimate child of a French or Moroccan soldier together with the notions of sexual transgression by the women, which were the basis for an experience of discrimination later in life. This in turn has caused an interruption in the transfer of memories on to the next generations. These fissures and cracks in memory are often the silenced memory or the memory of silence, which were in their powerful presence starting points of analysis in this study. A special focus is thereby set on the discrepancies between official history, local memory, and family narrative, all set in an ambivalent arena of interconnection between history and memory. The distinction between the memory of the past and the contemporarily remembered life-story is being examined and emphasized through the social context of its origin. The final aim is to substitute a dichotomy between social, collective and in this case local memory and memory in context of the family by an interconnected, interactive, and lively relationship of both dimensions.